



Manfred Linz (Koordination)
Peter Bartelmus, Peter Henricke, Renate
Jungkeit, Wolfgang Sachs, Gerhard Scherhorn,
Georg Wilke, Uta von Winterfeld

Von nichts zu viel

Suffizienz gehört zur
Zukunftsfähigkeit

Über ein Arbeitsvorhaben
des Wuppertal Instituts

Nr. 125 · Dezember 2002
ISSN 0949-5266

Wuppertal Papers

Zur Projektgruppe gehören Peter Bartelmus, Julia Brugger, Esther Geiß, Peter Hennicke, Renate Jungkeit, Manfred Linz (Koordination), Wolfgang Sachs, Gerhard Scherhorn, Martina Schmitt, Georg Wilke, Uta von Winterfeld.

Ansprechpartner für das Projekt:

Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie

Dr. Manfred Linz

Döppersberg 19

42103 Wuppertal

Tel.: 0202-2492 -136

Fax: 0202-2492 -145

E-Mail: *manfred.linz@wupperinst.org*

<http://www.wupperinst.org>

Wuppertal Papers sind wissenschaftliche Arbeitspapiere mit einem vorläufigen Charakter und sollen den wissenschaftlichen Diskurs befördern. Stellungnahmen und Diskussionsbeiträge sind von den Autoren ausdrücklich erwünscht. Als Bericht aus einem nicht abgeschlossenen Forschungsprozess heraus ergibt sich, dass der Inhalt nicht die Meinung des Wuppertal Instituts wiedergeben muss.

Wuppertal Papers are scientific working papers of a preliminary character aimed at promoting scientific discourse. Comments and contributions to the discussion are expressly desired by the authors. As a report from a research process not yet concluded, the contents do not necessarily reflect the opinions of the Wuppertal Institute.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Manfred Linz	
Warum Suffizienz unentbehrlich ist	7
1. Einwände	7
2. Was für Suffizienz spricht	9
3. Wie sich Suffizienz verstehen lässt	12
Gerhard Scherhorn	
Die Logik der Suffizienz	15
1. Die Unlust am reichen Maß	15
2. Aufwertung künftiger Bedürfnisse	16
3. Verteidigung des Raum- und Zeitwohlstands	19
4. Integration ökologischer und sozialer Ziele	21
5. Suffizienz als Gewinn	24
Uta von Winterfeld	
Reflexionen zur Suffizienz als politischer Angelegenheit in sieben Etappen	27
1. Weshalb und inwiefern Suffizienz anders angeschaut wird	27
2. Worin das widerständige Potential einer Suffizienz besteht, welche sich dem herrschenden „Immer mehr bei möglichst immer geringeren Mitteln“ nicht beugt	28
3. Von der gezähmten Suffizienz und der verordneten Bescheidenheit	29
4. Vom Recht auf Suffizienz und inwiefern dieses einem zunehmend durchkommerzialisierten öffentlichen Raum entgegensteht	30
5. Jenseits von Konsum – was kann Suffizienz im ökonomischen Raum bedeuten?	32
6. Jenseits des Individuums – was kann Suffizienz im sozialen Raum bedeuten?	33
7. Suffizienz und gutes Leben	34
Peter Bartelmus	
Suffizienz und Nachhaltigkeit – Definition, Messung, Strategien	39
1. Grenzen und Selbstbegrenzung in Wachstum und Entwicklung	39
2. Suffizienz und operationale Nachhaltigkeitskonzepte	41
2.1 Ökologische Suffizienz	41
2.2 Ökonomische Suffizienz	42
2.3 Soziale Suffizienz	43
2.4 Suffizienz für nachhaltige Entwicklung	44
3. Suffizienzstrategien und -instrumente	45
3.1 Grenzen ignorieren: Der Markt wird's schon schaffen	46
3.2 Grenzen unterlaufen: Die Technik wird's schon schaffen	46
3.3 Grenzen selbst setzen: Nur Suffizienz kann's schaffen	47

Wolfgang Sachs	
Die zwei Gesichter der Ressourcenproduktivität	49
Produktivität als Fülle	50
Produktivität als Effizienz	51
Der blinde Fleck der Öko-Effizienz	51
Effizienz und Suffizienz	54
Substantielle Ressourcenproduktivität	55
Peter Hennicke	
Effizienz und Suffizienz in einem System nachhaltiger Energienutzung	57
1. Vorbemerkung und Abgrenzungen	57
2. Verhaltensänderungen und Energiedienstleistungen	60
3. Von der Verhaltensänderung zur Suffizienz	61
4. Operationalisierung von Verhaltens- und Suffizienzpotentialen	63
5. Die Dynamik der Suffizienz	65
6. Das Zusammenwirken von Effizienz und Suffizienz: ein Fallbeispiel	68
7. Fazit	70
Georg Wilke	
Öko-Effizienz und Öko-Suffizienz von professionalisiertem Car-Sharing	
– eine Problemskizze	71
1. Einführung	71
2. Potentielle ökologische Wirkungen von Car-Sharing	72
3. Systemwandel von Car-Sharing	77
4. Forschungsperspektiven	80
Renate Jungkeit	
Suffizienz als Element einer bewussten Lebensführung – Auswertung	
des Projekts „Bilder eines guten Lebens“	83
1. Ausgangsfragestellungen	83
2. Vorstellung des Projekts	85
3. Kurzdarstellung und Auswertung der Beispiele	86
Autofrei leben	86
Tauschringe	88
Haus der Eigenarbeit	90
4. Schlussfolgerungen und weiterführende Fragen	91
Vorausschau auf die ersten Arbeitsvorhaben	95

Einleitung

Das Thema dieses neuen Projektes hat gegenwärtig keine Konjunktur. Schlechte Wirtschaftsdaten, schwindende Staatseinnahmen, Sorge vor Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg verdrängen bei vielen die langfristigeren Probleme der Zukunftsfähigkeit. Aber sie werden dadurch nicht weniger dringend. Eine Forschung, die sich der Nachhaltigkeit verpflichtet, wird sich ihnen stellen – unabhängig von Zustimmung, die sich am Tagesgeschehen orientiert.

Das Wuppertal Institut hat sich im ersten Jahrzehnt seines Bestehens vor allem um die Steigerung der Ressourcenproduktivität bemüht und die Instrumente und Strategien untersucht, durch die sich eine größere ökologische und ökonomische Effizienz erreichen lässt. Die Untersuchungen zu Faktor 4 und Faktor 10, die Ermittlung der ökologischen Rucksäcke von Produkten und Dienstleistungen, die Förderung regenerativer Energien und die Einsparkraftwerke sind Beispiele dafür. Dieses Bemühen war erfolgreich.

Aber ebenso wird bei allen Zukunftsszenarien deutlich, dass Zukunftsfähigkeit mit Effizienz-Gewinnen allein nicht erreichbar ist, erst recht nicht, wenn im globalen Maßstab die Bevölkerungszunahme und das Wachstum der Konsumansprüche einbezogen werden. Technologische Innovationen sind für Zukunftsfähigkeit zwar notwendige, aber eben nicht hinreichende Bedingungen. Soll das Zusammenleben in dieser eng gewordenen Welt ökologisch und sozial gelingen, sind auch vernünftige Anspruchsbegrenzungen notwendig – also Suffizienz. Wir wollen in dem begonnenen Projekt diesen noch unscharfen Begriff präzisieren. Und es mag sich dabei zeigen, dass Suffizienz ihren Platz als ungeliebte Schwester der Effizienz aufgeben und eine gleichrangige Bedeutung gewinnen kann.

Auch die Suche nach einem neuen, an Suffizienz orientierten Wohlstandsverständnis ist im Wuppertal Institut seit dessen Anfängen betrieben worden; sie hat die Grundlinien der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ mitbestimmt. Diese Thematik soll im *Suffizienzprojekt*, das wir in diesem Jahr begonnen haben, aufgenommen und weitergeführt werden.

Dafür gibt es allen Anlass. Die Indizien für eine wachsende Instabilität des Klimas mehren sich, der Schutz der Atmosphäre erhält Priorität. Die Armutprobleme in der Welt werden drückender, und mit ihnen wächst die soziale Unruhe der Benachteiligten. Aus beiden Gründen rücken die maßlosen Produktions- und Konsumansprüche der Begünstigten in den Vordergrund der Aufmerksamkeit. Die Weltkonferenz von Johannesburg hat jüngst in ihrem „Plan of Implementation“ dazu aufgefordert, nicht-nachhaltige Konsumansprüche zu revidieren, und ruft auch die Unternehmen auf, ökologische wie soziale Verantwortung zu übernehmen.

In diesem Wuppertal Paper stellen die Mitglieder der *Projektgruppe Suffizienz* nach Diskussion und wechselseitiger Kritik ihre Ausgangspositionen dar. Die Beiträge sind so vielschichtig und differenziert wie die Suffizienz selbst. Mit der von allen geteilten Einsicht, dass Effizienz allein nicht zur Nachhaltigkeit führen kann, verbinden sich unterschiedliche Zugänge zur Suffizienz und damit zu Art und Anlage des Projektes. Während in der einen Sicht die freiwillige Selbstbegrenzung von Konsumenten und Unternehmen im Vordergrund steht, betont die andere die Bedeutung einer Politik, die die Bedingungen

für Suffizienz sichert. Neben der Aussage, dass Suffizienz Verzicht einschließt, steht die andere, Debatten über Suffizienz seien lebensfremd, wenn sie als Aufforderung zur Umverteilung verstanden würde; es könne nur um gerechtere Verteilung von Einkommenszuwächsen gehen. Und quer zu beiden liegt die These, es müsse ein Recht darauf geben, nicht immer mehr haben wollen zu müssen. Auf der einen Seite wird Suffizienz als einzuübende Veränderung des alltäglichen Verhaltens verstanden, auf der anderen als ein weit reichender kultureller Wandel. Auch die Beweggründe werden unterschiedlich benannt. Hier gilt die Einsicht in den bedrohten Zustand der Erde als leitendes Motiv für suffizientes Leben und Wirtschaften, dort wird Suffizienz als ein Nebenergebnis des Wunsches gesehen, das Leben nicht mit unnötigen Gütern zu belasten.

Wir haben nicht versucht, diese Spannungen zu harmonisieren, denn sie sind fruchtbar. Sie bezeichnen das Vielgestaltige der Blickpunkte und Einsichten, die in die weitere Projektarbeit eingehen sollen. Wie diese aussehen soll, wird im abschließenden Beitrag skizziert. Reaktionen zu den Beiträgen wie zu dem Forschungsansatz sind willkommen. Wir laden dazu herzlich ein.

Als Titel und Hinweis auf die Nachhaltigkeit des Themas haben wir jene Maxime gewählt, die allem Nachdenken über Suffizienz zugrunde liegt: *Von nichts zu viel*. Sie stand vermutlich über dem Eingang zum Apollo-Tempel in Delphi. In ihr deutet sich der Anlass unseres Projekts an, die Besorgnis über das Zuviel, und die Richtung, die das Projekt nehmen soll.

Zum Schluss ein Dank: Das Projekt wäre ohne die großzügige Zuwendung der Spahn-Stiftung nicht zustande gekommen.

Manfred Linz

Warum Suffizienz unentbehrlich ist

Zusammenfassung:

Suffizienz wird, gemeinsam mit Effizienz und Konsistenz, als konstitutiver Teil der Nachhaltigkeit dargestellt und gegenüber der Einschätzung, sie sei unnötig, unwirksam oder gar schädlich, als unentbehrlich begründet. Ohne dass die wohlhabenden Gesellschaften samt den globalen Mittel- und Oberschichten sich selbst begrenzen, lassen sich die natürlichen Lebensgrundlagen nicht schützen, ist auch weltweit ein friedensfähiger Ausgleich zwischen Armen und Reichen nicht zu erreichen. Suffizienz wird zu Unrecht mit Mangel und Entsagung verbunden. Sie führt zu einem neuen Wohlstandsverständnis und hilft dazu, das Verhältnis von materiellen Gütern und immateriellen Bedürfnissen besser zu bestimmen.

1. Einwände

Ich nähere mich meinem Thema via negationis und frage zunächst: Was steckt hinter der Bestreitung, der Verharmlosung, teils auch der herablassenden Behandlung dessen, was in der öffentlichen Diskussion den Namen Suffizienz erhalten hat? Es fehlt dieser Dimension der Zukunftsfähigkeit ja nicht an Zustimmung. Aber welche Argumente werden ihr entgegengehalten, mit welchen Gefühlen wird sie abgewehrt? Und: Was ist aus den Einwänden zu lernen?

a) Suffizienz als Erfordernis einer zukunftsfähigen Gesellschaft sei unnötig.

Ob es Grenzen der Belastbarkeit der Erde gibt, sei bis heute nicht zweifelsfrei erwiesen. Sie werden vielfach vermutet und vorhergesagt; aber bisher bleiben sie ohne Beweischarakter. Und wenn es Grenzen gibt, so sei heute noch nicht verlässlich vorherzusagen, wann und wo sie erreicht werden. Sollten sie sich zeigen, gelte auch dann: Die Natur ist „ebenso wenig nach den pietistischen Leitbildern Sparsamkeit und Reduktion konstruiert wie die menschliche Kultur“. (Braungart & McDonough 1999, 22) Neue Technologien und Strategien (s.u.) könnten die ökologische Balance schaffen und erhalten.

b) Als Strategie der Zukunftsfähigkeit sei Suffizienz unzureichend.

Mit der Maxime „Weniger ist mehr“ sei sie mengenorientiert, möge damit ihren bescheidenen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten, bleibe aber weit hinter der jetzt zu leistenden Aufgabe zurück. Suffizienz (nicht anders als die Effizienz-Strategien) wolle nur den Bestand an Naturkapital erhalten und vernachlässige die notwendige Vergrößerung der Naturproduktivität. Der könne nur ein zukunftsfähiges Industriesystem Genüge tun. In ihm gehe es nicht so sehr darum, Material und Energie zu sparen. Viel wichtiger sei es, auf Art und Qualität der Stoffe zu achten und sie nachhaltig zu bewirtschaften. Dazu würden neues Denken und revolutionäre Technologien gebraucht. Suffizienz könne darum die Probleme der ersten industriellen Revolution nur lindern aber nicht lösen. Sie richte sich auf Genügsamkeit und auf Umverteilung und werde von Motiven einer teils romantischen, teils religiösen Modernitätskritik geleitet. Sie wolle sich, teils durch Ent-

sagung, wahrscheinlicher aber durch politisch-ökonomische Zwangsmaßnahmen, in den Grenzen der von der Natur gewährten Pufferzone klein einrichten, statt entschlossen in ein neues Zeitalter der Synthese von Natur und Technik aufzubrechen, das weltweiten Wohlstand möglich mache.

c) Suffizienz möge wünschenswert sein; aber sie sei ohne Aussicht auf Verwirklichung.

Während die bisherigen Einwände von Gegnern der Suffizienz formuliert werden, ist der folgende Einwand das beinahe wehmütige Urteil von ihr freundlich Gesonnenen. Es ist zugleich der häufigste und nicht selten mit Emphase vorgetragene Einspruch. Er stützt sich dann auf empirische Untersuchungen zu Milieus und Lebensstilen, deren Befunde als schwer erschütterbar gelten.

Suffizienz, so heißt es dann, sei ein idealistischer Ansatz. Sie plädiere für materielle Bescheidenheit, für eine andere Art von Reichtum in einer mehr geistigen Wertorientierung. Suffizienz dieser Art habe es in Minderheiten immer gegeben, etwa in religiösen Gemeinschaften, in Mönchsorden. Nur: In der Breite der Bevölkerung habe diese „Umwertung der Werte“, außer im Falle von Not und großen Katastrophen, keine Chancen – schon gar nicht im globalen Maßstab. Ein Zitat: „Der Vormarsch des Nützlichkeitsdenkens und verweltlichten Glückseligkeitsstrebens [...] hält weltweit ungebrochen an. Es könnte wahr sein, dass weniger besser wäre. Wenn aber die große Mehrheit der Menschen auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe nicht daran glaubt, kann man darauf auch keine Politik gründen, jedenfalls keine vernünftige und gewaltfreie Politik.“ (Huber 1995, 129–130) Im Lebensgefühl der großen Mehrheit seien Güter nicht nur um ihrer selbst willen begehrt sondern ebenso als Mittel der Selbstverwirklichung und der sozialen Erkennbarkeit. Sie gewährten die Nähe zu denen, zu denen man gehören möchte, und schafften den erwünschten Abstand von den andern. (Bourdieu 1987) Sie böten Erlebnis und Genuss und wehrten Langeweile ab. (Schulze 1992) „Die Zentrierung auf lebenslange Berufsarbeit bis zur wohlverdienten Rente, auf die Kleinfamilie und auf einen stetigen Zuwachs an Wohlstand, der sich in Autobesitz und Hauseigentum repräsentiert, gilt als Modell für ein gelingendes „gutes“ Leben.“ (Hildebrandt 2000, 285) Diese Abhängigkeit werde gleichzeitig als Freiheit erlebt, während Suffizienz schnell als sozialer Abstieg empfunden und als Aufforderung gedeutet werde, den Gürtel enger zu schnallen.

Schließlich verweisen die Skeptiker darauf, wie abhängig das tägliche Leben von Konsumgütern geworden sei. Arbeiten, Wohnen, Freizeitbeschäftigungen treten räumlich auseinander und müssen erreichbar bleiben, Haushalte sind in ein Geflecht von Versorgungs- und Entsorgungsangeboten eingebunden und damit von Gütern und Dienstleistungen elementar abhängig. Durch Entschlüsse einzelner ließen sich diese Abhängigkeiten nicht auflösen.

Was soll an die Stelle einer unzureichenden Effizienz und vor allem einer für untauglich gehaltenen Suffizienz treten? Die programmatische Antwort lautet: Eine neue industrielle Revolution, deren Leitstrategie zur Nachhaltigkeit führen werde. Michael Braungart und William McDonough nennen sie Öko-Effektivität, Robert H. Socolow Industrial Ecology, und Joseph Huber hat ihr den am häufigsten gebrauchten Namen Konsistenz-Strategie gegeben. Ihr geht es um die Vereinbarkeit und Verträglichkeit von Natur und Technik. Die Naturentfremdung der gegenwärtigen Industriekultur soll überwunden und in eine tragende Symbiose von Natur und Kultur verwandelt werden – und dies mit den Mitteln der modernen Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Das Prinzip lautet: Industrielle Stoffwechselprozesse dürfen die natürlichen nicht stören. Beide sollen einander möglichst

ergänzen oder gar verstärken. Sofern das nicht gelingt, sollen naturschädigende Stoffe störsicher in einem eigenen technischen Umlauf geführt oder – wenn das nicht gelingt – ausgemustert werden. Im übrigen gilt: In intelligenten Systemen gibt es keine Abfälle, nur Produkte. Eine Kreislaufwirtschaft ohne Emissionen (wie sie etwa Gunter Pauli vertritt) soll so aufgebaut werden, dass die nächste Stufe der Nutzung höherwertiger ist als die vorangegangene. Dabei ist es weniger wichtig, Energieverbrauch und Materialflüsse zu verringern als sie nachhaltig zu bewirtschaften. Das kann, soweit es nötig ist, auch in großen Quantitäten geschehen und ermöglicht einen Wohlstand auf hohem Konsumniveau – weltweit.

Im Blick auf die vor uns liegenden Jahrzehnte soll die Maxime gelten: Konsistenz vor Effizienz vor Suffizienz. Nur wo die beiden ersten Strategien an ihre Grenzen gelangen, „da haben wir uns zufrieden zu geben“. (Huber 1996, 240)

2. Was für Suffizienz spricht

Die folgende Darstellung dessen, was ich unter Suffizienz verstehen möchte, soll eine inhaltliche Antwort auf die oben genannten Bestreitungen geben. Doch zuvor zwei Überlegungen zum Klima der Diskussion:

- Ein wichtiger Grund für die abwertende Beurteilung von Suffizienz ist die verkürzte Wahrnehmung und Deutung dessen, was mit diesem Begriff bezeichnet wird. Suffizienz, meist als Pendant zur Effizienz verstanden, hat dann ein sehr enges Bedeutungsfeld. Suffizienz erscheint fast überall als Verzicht und wird mit dem Bedeutungshof Genügsamkeit, Bescheidenheit umgeben, aber eben auch mit Einbuße, Einschränkung, Entsagung, Mangel verbunden. Suffizienz wird so zur Abwesenheit von Wohlleben und Wunscherfüllung und erregt damit bereits vor aller Argumentation Unlust. Und fast immer werden nur die Einzelnen angesprochen, die verzichten, sich enthalten sollen. Schon um dieser düsteren Deutung zu entgehen, werden wir überlegen müssen, ob wir nicht gut daran tun, in unserem Projekt Suffizienz als Leitbegriff durch ein aufmunternderes Wort zu ersetzen.

An dem verengten Blick der Kritikerinnen und Kritiker der Suffizienz sind deren Anhänger freilich nicht schuldlos. Missverständliche Begriffe tragen zur Fehleinschätzung bei. „Neue Askese“ – das fordere die gegenwärtige Weltsituation von den reichen Ländern, aber auch von jedem einzelnen. (Cramer 1997, 278) Nicht wenige entwerfen in ihrem Überdruß am Überfluss als Alternative ein Bild eher kargen, bedürfnislosen Lebens, kleinräumig, unter dem Himmel hoher moralischer Forderungen gelebt und von Konsumenthaltung geprägt. „Grundsätzlich *jeder* Kauf muss zu einer spezifisch ethischen Frage werden; *jeder* Konsumartikel ist ein Mosaiksteinchen in dem Moloch Umweltverschmutzung.“ (Schmidbauer 1992, 259) Erstaunlich: Die Frage nach den wirtschaftlichen und sozialen Folgen einer so strikten Enthaltung wird selten gestellt. Eine problemadäquate Sicht auf unsere in Globalisierung begriffene Wirtschaft und Gesellschaft ist in solchen Texten kaum zu erkennen. Rigorismen dieser Art mögen mit Nachsicht betrachtet werden oder auch mit Respekt. Aber sie bleiben Positionen in der Nische. Wenn die Befürworter der Suffizienz einen ernsthaften Dialog in und mit der Gesellschaft suchen, werden sie ihre Sache anders darstellen und begründen müssen.

- Wiederum ist auch die Kritik an der Suffizienz von inneren Widersprüchen nicht frei. Joseph Huber hält sie für problemadäquat, belegt sie mit Attributen politischer und kultureller Beschränkung, und kann doch, wie oben zitiert, sagen: „Es könnte wahr sein, dass weniger besser wäre.“ Der Frage sei nicht auszuweichen, „wo die Verbrauchsgrenzen liegen, jenseits derer man faktisch auf Kosten anderer lebt“. Warum dann eine so herabsetzende Bewertung der Suffizienz? Erklärlich wird sie, wenn die Kritik nicht nur von Gründen gespeist ist sondern ebenso von Gefühlen der Abneigung. Und so liest sie sich auch. Es ist die ganze Richtung, die nicht passt. Technikvertrauen und Steuerungsoptimismus scheinen ungebrochen zu sein. Die Faszination gilt den großen technologischen Durchbrüchen und den weiträumigen Lösungsstrategien. Grenzen anzuerkennen erscheint als Rückschritt. Suffizienz schmeckt nach Provinzialität, Auch hat sie einen Arme-Leute-Geruch. Und bestätigt fühlen sich die Suffizienz-Kritiker und Kritikerinnen dadurch, dass sie die Fähigkeit und den Willen zur Selbstbegrenzung in den wohlhabenden Gesellschaften für gering halten und, sofern überhaupt, nur in langen Zeiträumen für veränderbar erachten. Dieser abwertenden Einschätzung wird sich ein Forschungsvorhaben, das auf gesellschaftliches Lernen aus ist, stellen müssen mit der Frage, worin sie fehlt, worin ihr Teilrecht besteht und was aus ihr zu lernen ist.

Doch nun zur Titel-Aussage: Warum Suffizienz unentbehrlich ist. Ich halte Suffizienz für einen nicht ersetzbaren Bestandteil der Nachhaltigkeit, und zwar zusammen mit Effizienz- und Konsistenz-Strategien. Es wird also in diesem Projekt zu begründen sein, dass eine Entgegensetzung dieser drei Basisstrategien die Nachhaltigkeit gefährdet, und dass eine Rangordnung unter ihnen sachfremd ist. Jede hat ihren eigenen Wert wie auch ihre Grenzen und ihre Schwierigkeiten in der Durchsetzung. Ich gehe davon aus, dass Suffizienz nicht ein letztes Mittel, gewissermaßen ein Notstopfen ist, wenn Konsistenz und Effizienz nicht ausreichen. Ohne sie abwerten oder gar ersetzen zu wollen, lässt sich sagen, dass beide ohne den Beitrag der Suffizienz ihr Ziel gar nicht erreichen können. Und dies aus drei Gründen:

a) *Ökologie*

Wenn anerkannt wird, dass

- (i) die Aufnahmefähigkeit der Erde wie ihrer Atmosphäre für Schadstoffe schon heute überlastet ist,
- (ii) die Weltbevölkerung in den kommenden Jahrzehnten um wenigstens drei Milliarden Menschen zunehmen wird,
- (iii) den Entwicklungsländern grundsätzlich das gleiche Recht an den gemeinsamen Gütern der Erde zusteht und inzwischen auch zuerkannt wird,
- (iv) sich gerade die Entwicklungsländer den Güterwohlstand der reichen Gesellschaften zum Vorbild nehmen und ihn nach Kräften anstreben,

gibt es starke Indizien dafür, dass innerhalb des nächsten halben oder ganzen Jahrhunderts die ökologische Balance ohne Einwilligung in Begrenzungen nicht erhalten oder wiederhergestellt werden kann. Diese Gefährdung gilt unabhängig davon, ob für eine spätere Zeit technologische Sprünge und Basis-Innovationen denkbar sind. Die in absehbaren Zeiträumen durch Effizienz-Strategien erzielbaren Einsparungen an Energie und Materie werden durch das Mengenwachstum einer sich ausweitenden Weltwirtschaft, die Ansprüche einer wachsenden globalen Mittel- und Oberklasse wie durch die Entwicklungsnotwendigkeiten der Armen und Hungernden (siehe zu b) überboten und in eine negative Bilanz verwandelt werden. (Der sog. Rebound-Effekt). Effizienz und Konsistenz

erweisen sich so als notwendige aber eben nicht hinreichende Nachhaltigkeits-Strategien. Suffizienz muss ihnen zur Seite treten.

In diesen Zusammenhang gehört noch einmal eine Überlegung zur Reichweite der Konsistenz-Strategie. Wem es mit der Nachhaltigkeit ernst ist, wird ihrer Grundüberlegung entschlossen zustimmen, anthropogene und geogene Stoffströme synergetisch zu nutzen oder aber störsicher voneinander zu trennen. Solche Innovationen werden dringend gebraucht werden.

Nur: Die Basis-Innovationen der Konsistenz-Strategie liegen zum Teil weit in der Zukunft. Sie sind ein wichtiges Postulat nachhaltigen Wirtschaftens; aber weder in ihrer Problemlösungskapazität noch in ihren erwünschten wie unerwünschten Wirkungen sind sie schon ausreichend erkennbar. Für die dringenden Probleme der nächsten Jahrzehnte können sie noch keine Lösungen beitragen. Und: Was inzwischen an politischen und sozialen Verwerfungen entsteht, kann ohnehin durch technische Lösungen nicht geheilt werden.

Es gibt noch einen entscheidenden Einwand innerhalb des Systems selbst: Eben die Antriebskräfte, die die moderne Industriekultur zustande gebracht und damit soviel zur gegenwärtigen Gefährdung des ökologischen Gleichgewichtes wie zur Bedrohung des Zusammenlebens auf der Erde beigetragen haben, nämlich Wissenschaft, Technik und Kapital, genau sie sollen nun wieder diese Kultur retten. Das ist eine kühne Hoffnung! Ihr Beitrag zur Zukunftsfähigkeit ist unstrittig. Wenn ihnen aber kein sie steuerndes Prinzip zur Seite gestellt wird, wenn Konsistenz vorgibt, ohne Suffizienz auszukommen, könnte der Teufel leicht durch Beelzebub ausgetrieben werden.

b) Gerechtigkeit

Die so genannten Industrieländer (Europa, Nordamerika, Japan, Australien) haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten einen hohen Güterwohlstand geschaffen. Dabei haben sie bis heute den überwiegenden Teil der natürlichen Ressourcen in Anspruch genommen und sind in gleichem Maße für die ökologischen Gefährdungen verantwortlich. Auch haben sie mit ihrer politischen Dominanz und ihrer wirtschaftlichen Macht große soziale Ungleichheiten in der Welt erzeugt oder in Kauf genommen. Ohne einen tragfähigen Ausgleich der globalen Lebenschancen wird es keinen Frieden, und ohne Frieden wird es keine Sicherheit geben, und ohne beides wird die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen nicht gelingen. Nur ein höheres Maß an Ausgleich, an Gerechtigkeit wird das Wohlergehen der reichen Länder schützen können. Für den Ausgleich auf das Wirtschaftswachstum und den dann erfolgenden Trickle-Down-Effekt zu setzen („Wenn die Flut kommt, steigen alle Boote“), verkennt sowohl die ökologischen Grenzen dieses Wachstums als auch das ungleiche Resultat des bisherigen Wirtschaftens. Daraus folgt: Die reichen Länder, die bisher einen übergroßen Anteil an den Global Commons in Anspruch genommen haben, müssen in Zukunft mit einem kleineren Anteil zufrieden werden. Ein Forschungsvorhaben zur Suffizienz wird darüber hinaus fragen müssen, auf welche Weise sich im globalen Zusammenleben die berechtigten Forderungen nach Ausgleich für die bisherigen Benachteiligungen erfüllen und angenäherte Lebenschancen für die Zukunft verwirklichen lassen.

Freilich, wenn diese Argumentation Anerkennung finden soll, und wenn für die daraus entstehenden Belastungen Bereitschaft in der Bevölkerung wie bei den politisch Handelnden gewonnen werden soll, dann müssen sowohl die Berechtigung der konkreten Aus-

gleichsforderungen wie auch die konkreten Situationen und Personen, für die Ansprüche erhoben werden, gründlich geprüft und plausibel begründet sein.

Auch dann ist Gerechtigkeit allein kein ausreichend starkes Handlungsmotiv. Aber die Ethik lässt sich mit dem eigenen Nutzen zusammen denken: In dieser vernetzten Welt, in der viele von vielen viel wissen, ist immer mehr vom eigenen Vorteil nur noch mit denen, die den gleichen Vorteil suchen, zusammen zu erreichen oder zu bewahren. Aufgeklärtes Eigeninteresse wird damit zu einem tragenden Motiv der Suffizienz.

Und auch hierzu eine Anfrage an den technischen Fortschrittsglauben: Wenn die Ungleichheit fortbesteht – wie soll dann die zweite technische Revolution *aus sich heraus* den weltweiten Wohlstand herbeiführen, den die erste nicht zustande gebracht hat? Wird sie nicht die Kluft zwischen Habenden und Habenichtsen und damit die latente Friedlosigkeit noch einmal vertiefen?

c) Gelingendes Leben

Der überschießende Güterwohlstand tut oft genug auch denen nicht gut, die sich ihn leisten. Mit der Art, in der sie Reichtum anstreben, erwerben, zeigen und verwenden, schädigen sie sich erkennbar selbst. Die ökologischen Gefahren wachsen (Atomkraft, Gifte, Allergien), Wohlstandskrankheiten nehmen zu (Diabetes, Übergewicht), der soziale Zusammenhalt wird gefährdet (Ungleichheit, Arbeitslosigkeit), die Gemeinkosten des privaten Wohlstandes wachsen (Inanspruchnahme von Ressourcen und öffentlichen Gütern, Abfall, Verschmutzung), die öffentlichen Aufgaben werden unbezahlbar. Suffizienz und gutes Leben stehen, wie sich zeigen lässt, in einer engen Verbindung. Dieser Zusammenhang lässt unterschiedliche Deutungen zu und ist wissenschaftlich nicht unbestreitbar zu erweisen; er ist dennoch mit guten Gründen und empirischen Belegen evident zu machen. Schon seit einigen Jahrzehnten zeigt sich für viele der Industrieländer, dass oberhalb einer inzwischen erreichten Schwelle die Lebensqualität mit dem Wachstum des Bruttosozialproduktes nicht mehr steigt, vielmehr zu leiden beginnt. (Max-Neef 1995; Diefenbacher 1995)

Wie sich die oft konstatierte Abneigung überwinden lässt, die Bevorzugung des Güterwohlstandes gegen ein vollständigeres Verständnis von Wohlergehen zu tauschen, wird ein herausgehobenes Thema eines Forschungsprojektes zur Suffizienz werden müssen.

3. Wie sich Suffizienz verstehen lässt

Ich sehe ihn als einen Such- und Lernbegriff. Suffizienz bestimmt keinen Zustand sondern beschreibt eine Aufgabe. Sie richtet sich auf die Einsicht und das Verhalten von Einzelnen, Gruppen, Körperschaften, Institutionen. Sie betrifft die politische Planung so sehr wie das Tun der Einzelnen. Die Erwartung ist, dass alle Beteiligten mit dem ihnen möglichen Handeln einen spezifischen Beitrag zur Nachhaltigkeit in den drei oben genannten Dimensionen der ökologischen Balance, einem friedensfähigen Ausgleich und einem gelingenden Leben leisten.

Suffizienz verbindet sich für mich mit Wohlbefinden, Zufriedenheit, einem neuen Wohlstandsverständnis, mit Maß und Maßhalten, mit der Übereinstimmung von Überzeugung und Handeln, von Zielen und Mitteln, von der Beziehung zwischen dem, was benötigt und dem, was produziert wird, mit der Bevorzugung des Optimums vor dem Maximum,

mit dem Verhältnis von materiellen Gütern und immateriellen Bedürfnissen, mit aufgeklärtem Eigennutz und mit Solidarität. Suffizienz schließt sicher Verzicht ein, enthält Elemente des Genügens und der Genügsamkeit, auch der Bescheidenheit; aber diese sind nicht Oktroy sondern eben Begrenzung aus Einsicht und Wahl und damit Teil eines gelingenden Lebens.

Suffizienz beziehe ich auf das, was aus eigenem Entschluss geschehen oder unterlassen wird, nicht auf das, was Armut und Not erzwingen. Das Ziel der Suffizienz sind nicht Askese, freiwillige Armut oder die Lebensweise heutiger Subkulturen. Wohl aber ist zu ermitteln, was in ihrem eingeebneten Lebensvollzug für das breite soziale Lernen zu gewinnen ist. Um den Wandel der Gesellschaft geht es. Die Aufmerksamkeit richtet sich also darauf, wie Suffizienz in größeren Teilen der Gesellschaft einsichtig, annehmbar, handlungsleitend und damit auch politisch und ökonomisch bestimmend werden kann.

Suffizienz lässt sich in einem engeren und in einem weiteren Sinn verstehen. Im engeren Verständnis bildet sie das Pendant zur Effizienz, richtet sich auf den Minderverbrauch von Ressourcen und ist damit quantitativ ausgerichtet. Das weitere Verständnis richtet sich auf einen neuen Sinn von Wohlstand und auf den kulturellen Wandel, der seine Voraussetzung wie sein Ergebnis ist. Beide Arten von Suffizienz sind für die ökologische und soziale Zukunftsfähigkeit unentbehrlich. Dabei ist das engere Verständnis auf das weitere angewiesen, weil der Minderverbrauch, global gesehen, ohne einen Wandel der Lebens- und Wirtschaftsweise nicht ausreichen wird. Die Einwurzelung beider Formen von Selbstbegrenzung in der Gesellschaft wird vermutlich nur gelingen, wenn sie den Menschen als Gewinn oder als unabwiesbare Notwendigkeit vermittelt werden kann. Der Gewinn wird sich als Zuwachs an Lebensqualität darstellen, die Einsicht in die unabwiesbare Notwendigkeit entsteht, wenn erkennbar wird, dass ohne Suffizienz schwere Übel drohen. Und denkbar ist immerhin, dass Menschen mehr und mehr Gefallen daran finden, im Einklang mit sich, der Natur und dem fernen Nächsten zu leben.

Literatur:

- Bittingmayer, Uwe H. (2000): Askese in der Erlebnisgesellschaft? Eine kulturosoziologische Untersuchung zum Konzept der „nachhaltigen Entwicklung“ am Beispiel des Car-Sharing. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braungart, Michael R. & Mc Donough, William A. (1999): Die nächste industrielle rEvolution, Politische Ökologie, Heft 62, 18–22.
- Cramer, Friedrich (1997): Überfluss und „neue Askese“. In: Schenk, Herrad (Hrsg.): Vom einfachen Leben, München: C. H. Beck, 278–280.
- Diefenbacher, Hans (1995): Der „Index of sustainable economic welfare“: eine Fallstudie für die Bundesrepublik Deutschland 1950–1992. Heidelberg: FEST.
- Diekmann, Jochen (1999): Zwischen Effizienz und Suffizienz, Ökologisches Wirtschaften, Heft 3, 25–26.
- Empacher, Claudia & Schultz, Irmgard (2001): Nachhaltige Konsumstile: Neue Erkenntnisse. In: Jahrbuch Ökologie 2002, 199–211. München: C. H. Beck.
- Harborth, Hans-Jürgen (1999): Nachhaltiges Wirtschaften: Ressourceneffizienz und menschliche Genügsamkeit als neue Leitbilder? In: Bellebaum, Alfred et al. (Hrsg.): Ökonomie und Glück, 170–192. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hildebrandt, Eckart (2000): Flexible Arbeit und nachhaltige Lebensführung. In: Hildebrandt, Eckart (Hrsg.): Reflexive Lebensführung. Berlin: Edition Sigma.
- Hofmeister, Sabine (1999): Über Effizienz und Suffizienz hinaus, Politische Ökologie, Heft 62, 34–38.

- Huber, Joseph (1995): Nachhaltige Entwicklung. Strategien für eine ökologische und soziale Erdpolitik. Berlin: Edition Sigma.
- Huber, Joseph (1996): Wohlstand weltweit – Strategien nachhaltiger Entwicklung. In: Fricke, Werner (Hrsg.): Jahrbuch Arbeit und Technik, 230–244. Bonn: Dietz.
- Huber, Joseph (1998): Die Konsistenz-Strategie, Politische Ökologie, Sonderheft 11, 26–29.
- Illich, Iwan (1980): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek: Rowohlt.
- Kraemer, Klaus (1997): Nachhaltigkeit durch Konsumverzicht? „Sustainable Development“ – eine soziologische Betrachtung, ZaU, 10. Jg., Heft 2, 198–209.
- Max-Neef, Manfred (1995): Economic Growth and Quality of Life: a Threshold Hypothesis, Ecological Economics, Vol. 15, 115–118.
- Pauli, Gunter (1999): UpCycling. Wirtschaften nach dem Vorbild der Natur für mehr Arbeitsplätze und eine saubere Umwelt. München: Riemann.
- Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (1994): Umweltgutachten 1994. Für eine dauerhaft-umweltgerechte Entwicklung. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- Reisch, Lucia (1998): Abschied vom „immer mehr“, Politische Ökologie, Sonderheft 11, 43–47.
- Reusswig, Fritz (1993): Die Gesellschaft der Lebensstile, Politische Ökologie, Heft 33 (Spezial), 6–9.
- Reusswig, Fritz (1998): Die ökologische Bedeutung der Lebensstilforschung. In: de Hahn, Gerhard & Kuckartz, Udo (Hrsg.): Umweltbildung und Umweltbewusstsein. Forschungsperspektiven im Kontext nachhaltiger Entwicklung, 91–101. Opladen: Leske + Budrich,.
- Scherhorn, Gerhard (1994): Die Unersättlichkeit der Bedürfnisse und der kalte Stern der Knappheit. In: Bievert, B. & Held, Martin (Hrsg.): Das Naturverständnis der Ökonomik, 224–240. Frankfurt am Main: Campus.
- Schmidbauer, Wolfgang (1992): Weniger ist manchmal mehr. Zur Psychologie des Konsumverzichtes. Reinbek: Rowohlt.
- Schubert, Karoline (2000): Ökologische Lebensstile. Versuch einer allgemeinen Typologie. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Schultz, Irmgard & Weller, Ines (1997): Bestandsaufnahme der Ergebnisse der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Forschung usw. In: Umweltbundesamt (Hrsg.): Nachhaltige Konsummuster und postmaterielle Lebensstile. Vorstudien. Texte 30/97.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Socolow, Robert H. et al. (1994): Industrial Ecology and Global Change. Cambridge: University Press.
- Umweltbundesamt (1997): Nachhaltiges Deutschland. Wege zu einer dauerhaft umweltgerechten Entwicklung. Berlin: Schmidt.
- Umweltbundesamt (2000): Strategien der Popularisierung des Leitbildes „Nachhaltige Entwicklung“ aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. 2 Bde.
- Umweltbundesamt (2002): Nachhaltige Entwicklung in Deutschland. Die Zukunft dauerhaft umweltgerecht gestalten. Berlin: Schmidt.
- Wege nach Ökoptopia (1999). Eine Gesprächsrunde mit Sabine Hofmeister, Arnim von Gleim und Joseph Huber, Politische Ökologie, Heft 62, 8–12.

Gerhard Scherhorn

Die Logik der Suffizienz

Zusammenfassung:

Suffizienz bedeutet Maßhalten, von nichts zuviel wollen, damit für anderes, das man ebenfalls braucht, noch Platz bleibt. Die *Logik* der Suffizienz liegt deshalb in der Regel, von mehreren Zielen, die allesamt wichtig sind, keines zu maximieren, sondern für jedes das rechte Maß zu suchen, um sie in Balance zu bringen. Die Frage nach dem rechten Maß ist ein universelles Thema, weil Menschen dazu neigen, momentane Bedürfnisse den späteren vorzuziehen. *Empirisch* geschieht das Maßhalten bei den gegenwärtigen Bedürfnissen durch Aktualisierung künftiger Bedürfnisse, so dass sie in der Konkurrenz mit den gegenwärtigen bestehen können. Zu diesem Zweck werden sie transformiert: Im Selbstmanagement in intrinsische Motive, im Konsum in Empfindungen von Freude oder Leid, im Unternehmen in Gegenwartsziele.

1. Die Unlust am rechten Maß

Der Begriff Suffizienz wurde eingeführt, um den Blick vom „Besser“ auf das „Weniger“ zu lenken (Durning 1992). Der Anlass war, und ist, eine deprimierende Erfahrung: Zwar gelingt es nach und nach, die nachgefragten Güter öko-effizienter, also mit geringerem Verbrauch an naturgegebenen Ressourcen zu produzieren, aber unverändert werden die Einsparungen durch Mehrnachfrage und Mehrproduktion wieder zunichte gemacht (European Environmental Agency 1999). Und immer häufiger wird offiziell festgestellt, dass deshalb in dem, was man „sustainable consumption and production“ nennt, kaum Fortschritte erzielt worden sind (United Nations 2002). Die Konsequenz aus dieser Erfahrung wird im Wuppertal Institut seit 10 Jahren (Sachs 1993) etwa so formuliert: *Ökologische Nachhaltigkeit in Konsum und Produktion ist nur in Kombination von Öko-Effizienz und Öko-Suffizienz zu erreichen.*

Öko-effizient handeln heißt pro Produkt den Ressourceneinsatz verringern, anschließend aber wird von den Produkten so viel wie möglich abgesetzt. Das ist, wie die Erfahrung zeigt, nicht selten so viel, dass trotz des verringertem Stoffdurchsatzes insgesamt mehr Ressourcen verbraucht werden. Deshalb ist Effizienz nicht genug. Ökologisch nachhaltiges Produzieren und Konsumieren erfordert auch *öko-suffizientes* Handeln, und das bedeutet, selbst von den öko-effizienten Produkten weniger herzustellen bzw. nachzufragen, als produziert und konsumiert werden könnte, also Produktion und Konsum maßvoll zu begrenzen. Öko-Suffizienz ist dann die Begrenzung aus ökologischen Gründen, aber sowohl der Konsum als auch die Produktion werden auch aus sozialen Gründen begrenzt, weshalb ich es im folgenden meist sinnvoller finde, einfach von Suffizienz zu sprechen.

Suffizienz ist, ebenso wie Effizienz, ein normatives Konzept, eine Wertentscheidung. Ich will diese Entscheidung zum einen im Hinblick auf ihre logische Struktur untersuchen und zum anderen nach den Bedingungen fragen, die empirisch gegeben sein müssen,

wenn sie zustande kommen und Bestand haben soll. Dazu wende ich mich zunächst der Lebensführung des einzelnen Menschen zu. Dort geht es zwar weder um Konsum noch um Produktion, doch sind in diesem Bereich sowohl die Logik als auch die Empirie der Suffizienz schon relativ weit geklärt. Deshalb lohnt es sich, die dort vorhandenen Erkenntnisse einzusammeln, um dann zu fragen, wieweit sie auf den Konsum und auf die Produktion übertragen werden können.

Das englische Wort *sufficient* bedeutet genug, genügend, ausreichend, hinreichend. Es fordert nicht, auf das Notwendige zu verzichten, sondern mit dem Ausreichenden zufrieden zu sein. Diese Forderung stößt auf Widerstand, weil die Begrenzung auf das Ausreichende meist negativ bewertet wird. Das zeigt sich schon an dem von der Schule geprägten Sprachgebrauch. Endlos viele Generationen haben die Tradition weitergegeben, „ausreichend“ und sogar „befriedigend“ nicht mit *gut* zu assoziieren, sondern mit *nicht gut genug*. Es zeigt sich auch am Widerwillen dagegen, Grenzen zu bejahen, wenn sie von äußeren Faktoren gezogen werden, vom begrenzten Vorrat an Naturgütern oder von der Anzahl der um sie konkurrierenden Menschen. Und selbst das Respektieren der Grenzen im eigenen Organismus ist unlustbehaftet. Damit will ich beginnen.

2. Aufwertung künftiger Bedürfnisse

Die Lust an der momentanen Befriedigung bringt Menschen immer wieder dazu, „risks to long-term well being“ einzugehen; das impulsive Streben „to want more of a good thing“ ist ein normaler Bestandteil unseres alltäglichen Verhaltens (Princen 2000, 2). Es gibt zwar die „Weisheit des Körpers“ (Cannon 1932) – die innere Stimme, die uns sagt, wann wir satt sind oder dass wir den Wechsel von Entspannung und Bewegung brauchen, ja sogar wie wir manche Schäden an Leib und Seele selbst heilen können (Ernst 1995). Doch sie wird nicht immer gehört, denn im Lauf eines jeden Lebens entstehen Strebungen, die dieses instinktive Wissen überspielen, und Gewohnheiten, die es verdrängen. Deshalb brauchen wir Anleitung, um das rechte Maß zu finden.

Eine Regel des maßvollen Handelns stand auf dem Apollotempel in Delphi. In der verbreiteten lateinischen Übersetzung lautet sie: *Ne quid nimis*, *von nichts zuviel*. Sie soll der menschlichen Neigung steuern, sich Handlungen zu überlassen, die im Moment befriedigend scheinen, aber auf längere Sicht schädigend wirken. In der „Psychologie des Wohlstands“ hat Scitovsky (1976) diese Neigung wie folgt beschrieben:

- Der mit der Bedürfnisbefriedigung einhergehende *Prozess* der Aktivierung betroffener Gehirnzentren – Beispiele: der Vorgang der Sättigung beim Essen, der Genuss von Alkohol, der Spannungsaufbau beim Krimilesen – wird im zentralen Nervensystem als lustvoll empfunden, weshalb wir in Versuchung sind, sie über die optimale Aktivierung hinaus fortzusetzen (die „Verführungskraft der Lust“); doch dann wird es des Guten (des Angenehmen, Erregenden, Ablenkenden, Komfortablen usw.) zuviel, so dass sich – um bei den drei Beispielen zu bleiben – überflüssige Fettzellen bilden oder Unwohlsein (Kater, Übelkeit) und womöglich Krankheit (Leber) entsteht oder man über dem Lesen dringlichere Aufgaben vergisst.
- Auch der *Zustand* der optimalen Aktivierung selbst – Beispiele: das Gesättigtsein oder das Gespanntsein – wird als angenehm empfunden, und deshalb sind wir in Versuchung, ihn ständig beibehalten zu wollen (die „Verführungskraft des Behagens“); aber auch das wird des Guten zuviel, denn der Organismus braucht den Wechsel

zwischen Hunger und Sättigung, Spannung und Entspannung, und reagiert auf Gleichförmigkeit mit Unlust (Überdruß, Langeweile), so angenehm der gleichförmige Zustand auch sein mag.

Nach Scitovsky kann man es der Verführungskraft von Lust und Behagen zuschreiben, daß die Signale, mit denen der Organismus das *Zuviel* quittiert, vom Bewusstsein so leicht überhört werden und daß man sogar verlernen kann, sie zu empfinden. Der Organismus reagiert zwar schließlich mit unüberhörbaren Symptomen wie Unwohlsein, Frustration, Depression, Aggression, Krankheit, Degeneration. Doch diese Reaktionen treten erst mit zeitlicher Verzögerung auf. Das macht es nicht leicht, die „risks to long-term well being“ zu erkennen.

Es müssen ja auch noch gar keine Risiken sein. Die Neigung, des momentan Angenehmen zuviel zu tun, gehört untrennbar zum menschlichen Leben; jeder/jede gibt ihr gelegentlich nach, und das hat durchaus seine Funktion für das Wohlbefinden: Es kann Belastungen ausgleichen, Stress abbauen, besondere Höhepunkte schaffen. Das gesunde Selbst wird nicht schon dadurch gefährdet, dass man sich etwas Gutes/Angenehmes einmal im Übermaß zuführt, sondern erst dadurch, dass man es übertreibt, und das auf Dauer, so dass eine Gewohnheit, eine Abhängigkeit, womöglich eine Sucht, jedenfalls aber eine Einseitigkeit daraus wird. Erst wenn ein Verhalten diese Einseitigkeit erreicht hat, wird sein erstes Auftreten rückblickend als Anfang einer Selbstschädigung gedeutet, nicht aber wenn es moderat und gelegentlich bleibt.

Denn schädlich wird das Zuviel an Befriedigung *eines* Bedürfnisses, wenn es bewirkt, dass *andere* Bedürfnisse, die ebenfalls wichtig sind, vernachlässigt oder verdrängt werden. In der Suchtpsychologie erklärt man das damit, dass der Stimulus, der das Bedürfnis befriedigt, von der Person als so erregend erlebt wird, dass er andere Befriedigungen – im Extrem sogar *jede* andere Befriedigung – übertrifft. Vor allem externe Stimuli wie Drogen, das Essen oder das Kaufen können einseitig dominant werden (Scherhorn 1994). Folglich wird die Dominanz nicht entstehen, wenn die Person sich die Fähigkeit bewahrt hat, auch in anderen Aktivitäten intensive Befriedigung zu finden (Peele & Brodsky 1975). Denn dann kann jedes Bedürfnis, nachdem es befriedigt ist, zurücktreten, um anderen Platz zu machen, und das *Zuviel* wird vermieden. So liegt es nahe, Suffizienz nicht als asketischen Verzicht auf das, was man braucht, aufzufassen – Askese ist Selbstbestrafung – sondern als lebenskluges *Vermeiden des Verzichts auf das andere, das man ebenfalls braucht*.

- Der Organismus braucht beispielsweise Bewegung, um sich zu verwirklichen; die Gewöhnung an sitzende Arbeits- und Lebensweise entzieht sie ihm; nach Jahren reagiert er mit Kreislaufschwäche, Herzinsuffizienz, vorzeitiger Senilität. *Suffizienz* ist in diesem Fall die Selbstüberwindung, ein Zuviel an Bewegungsmangel zu vermeiden, obwohl das Sitzen an Tischen, Computern, Maschinen, in Sesseln, in Autos, vor dem Fernseher als so berufsnotwendig bzw. so komfortabel empfunden wird, dass die Verführungskraft des Behagens sich mit der der Lust (an der Leistung, am Autofahren, am Fernsehen, an der Interaktion mit Mensch oder Computer) zu einem machtvollen Antrieb verbindet.
- In diesem Beispiel ist die Verleitung zur Selbstschädigung deshalb so unwiderstehlich, weil Bewegung als Mittel für *extrinsische* Ziele (Sportpreise, Attraktivität, Karriere, Ablenkung, Stimulation) betrachtet wird, denn das führt dazu, dass sie vernachlässigt wird, sobald jene Ziele zurücktreten. So neigen Leistungsschwimmer dazu, das Schwimmen ganz einzustellen, wenn der Stimulus des Konkurrierens um Preise für

Höchstleistungen wegfällt. Die lieb gewordene Bewegungsart in moderater Form beizubehalten, gelingt eher, wenn die Bewegung – hier: das Schwimmen – auch ein *intrinsisches* Ziel ist, also etwas, was man um seiner selbst willen erstrebt, weil es Freude macht und das allgemeine Wohlbefinden erhöht.

Für die individuelle Lebensführung lautet daher die Antwort auf die Frage nach dem rechten Maß: Es liegt im Vermeiden der Selbstschädigung durch andauernde, einseitige Dominanz eines Bedürfnisses, oder einiger Bedürfnisse, auf Kosten anderer Bedürfnisse oder Ziele, die auf längere Sicht nicht weniger wichtig sind. Festlegen und einhalten kann dieses Maß nur die einzelne Person selbst. Zwar kann sie sich z.B. von Ärzten oder Freunden beraten lassen, um zu erkennen, wo die Schädigung beginnt. Doch nur sie selbst kann sich für suffizientes Verhalten entscheiden und diese Entscheidung einhalten. Denn dazu muss die Person die vernachlässigten anderen Ziele aufwerten, d.h. sich mit diesen stärker identifizieren als bisher. Das kann ihr niemand abnehmen.

Logisch gesehen geht es darum, dass die individuelle Vorstellung davon, wie das eigene Leben verlaufen soll, im allgemeinen die Erfüllung mehrerer Bedürfnisse oder Ziele impliziert. Um diese gemeinsam zu verwirklichen, darf man keinem einzelnen erlauben, sich soweit auszudehnen, dass andere auf Dauer vernachlässigt und verdrängt werden. Die Erfahrung zeigt freilich, dass eben dies sehr häufig geschieht. Einzelne Ziele erlangen Dominanz, andere werden vernachlässigt.

Empirisch betrachtet sieht es so aus, als hätten die *vernachlässigten* Ziele eines gemeinsam: Sie lassen sich eine Zeit lang ungestraft hintanstellen, weil die Vernachlässigung sich erst später auswirkt – in physischen oder psychischen Beschwerden, in sozialer Vereinsamung, in verringerter Leistungsfähigkeit. Es sind *künftige* Bedürfnisse, aufschiebbare Ziele. Sie werden zurückgedrängt von Bedürfnissen, deren Nichterfüllung man unverzüglich als Unlust empfindet. Das sind elementare Bedarfe wie Hunger, Durst, Sexualität; es sind Wünsche nach Stimulation durch Genussmittel, erregendes Erleben, Macht, aber auch Wünsche nach Komfort und Bequemlichkeit; es sind Bedürfnisse nach Selbstergänzung und Selbstausdruck durch Zugriff auf Menschen oder Besitz von Gütern. Als Bedürfnisse oder Ziele sind sie im Vergleich zu denen, die sie verdrängen, *gegenwärtige* Bedürfnisse, Augenblicksziele. Als Motive des Handelns haben sie eher *extrinsischen* Charakter, denn sie werden von externen Stimuli angestoßen.

So liegt im individuellen Leben die Logik der Suffizienz im Maßhalten bei gegenwärtigen Bedürfnissen, wenn sie zukünftige gefährden. Rationales „Selbstmanagement“ besteht zu einem guten Teil aus der Kunst des rechten Maßes (Schelling 1984). Aber Maßhalten, so vernünftig es ist, wird nicht durch Einsicht allein erreicht. Die Logik der Suffizienz bildet noch kein Motiv für suffizientes Handeln. Wie das Beispiel des Bewegungsmangels zeigt, entsteht Suffizienz in der Realität eher dadurch, dass das künftige Bedürfnis, hier die Erhaltung der Beweglichkeit, durch ein gegenwärtiges vertreten wird, möglichst eines, das den Charakter eines *intrinsischen* Motivs hat, wie hier die Freude an der Bewegung um ihrer selbst willen.

Diese Erkenntnis will ich *als Hypothese* formulieren: Suffizientes Handeln fällt deshalb schwer, weil es darauf hinausläuft, mit gegenwärtigen Bedürfnisse zugunsten künftiger Maß zu halten. Eine Erfolg versprechende Methode besteht darin, die künftigen Bedürfnisse oder Ziele in gegenwärtige zu transformieren. Das hat insbesondere dann gute Chancen, wenn das abgeleitete gegenwärtige Bedürfnis als intrinsisches Motiv empfunden werden kann.

3. Verteidigung des Raum- und Zeitwohlstands

Auch im Konsum ergibt sich die Logik der Suffizienz aus der Besinnung auf die Gesamtheit der Ziele. Konsumgüter haben die Funktion, *befriedigende Aktivitäten zu vermitteln* (Abbott 1958), d.h. ihr Sinn liegt in den – meist immateriellen – Gütern, die wir mit ihrer Hilfe selbst hervorbringen, in der Erfüllung durch Tätigkeit, Beziehung, Erleben (Scherhorn 1997). Die Aktivitäten werden aber nicht allein durch die Zufuhr von Konsumgütern befriedigend, sondern auch durch die Verfügung über angemessene *Zeit* (genug Zeit, richtiger Zeitpunkt) und angemessenen *Raum* im Sinne der natürlichen Mitwelt (Meyer-Abich 1997), der sozialen und der gebauten Mitwelt. Deshalb kann die unablässige Vermehrung der Konsumgüter das Wohlbefinden verringern, das sie zunächst gesteigert hat.

Sie verringert das Wohlbefinden zum Beispiel, wenn die Zeit pro Aktivität zu knapp wird, denn auch wenn man die für die einzelne Aktivität aufgewandte Zeit noch verkürzen kann, geht das doch oft auf Kosten der Befriedigung (der Erfüllung des Bedarfs, der Qualität der Leistung), die nun einmal genug Zeit und oft auch den rechten Zeitpunkt erfordert, um die Aktivität angemessen auszuführen.

Ebenso verringert es das Wohlbefinden, wenn das Atmen, Gehen, Fahren, Spielen, Wohnen, Kommunizieren und Partizipieren erschwert ist, weil Luft, Wasser, Boden, öffentliche und private Räume durch Schadstoffe, Lärm, Verwüstung, Überfüllung belastet, soziale Beziehungen und gesellschaftlicher Zusammenhalt durch Desintegration gefährdet sind. Die Forderung nach nachhaltigem Wirtschaften ist ja entstanden, weil in der industriellen Zivilisation bisher weder bei der Produktion (Emissionen, Raubbau) noch beim Gebrauch (Überfüllung, Lärm, kein Platz mehr für Kinder), bei der Entsorgung (Abfall, Vergiftung) oder den sozialpsychischen Funktionen der Konsumgüter (Kongruenz der Statussymbole, Aufwandskonkurrenz) hinreichend Rücksicht auf die Mitwelt genommen wird, weder auf die soziale noch auf die natürliche Mitwelt.

Deshalb kommen wir heute an der Erkenntnis nicht mehr vorbei, dass das Streben nach immer mehr Konsumgütern in Konkurrenz zu den Wünschen nach angemessener Zeit und angemessenem Raum geraten kann. Zumindest aus der theoretischen Betrachtung des Konsums kann die Konkurrenz der drei Teilziele Güterwohlstand, Raumwohlstand und Zeitwohlstand (Scherhorn 2002b) nicht mehr ausgeklammert werden. So liegt es nahe, *Suffizienz im Konsum* als Maßhalten bei der Vermehrung der Konsumgüter zu betrachten und mit dem Vermeiden der Verdrängung wichtiger anderer Ziele, nämlich der Wünsche nach angemessenem Raum und angemessener Zeit, zu begründen.

Doch stellt die Konsequenz, im Interesse von Raum- und Zeitwohlstand die Güterwünsche zu begrenzen, nur die *Logik* der Suffizienz im Konsum dar. Als Motiv des realen Handelns ist sie keineswegs Allgemeingut und wird es so schnell auch nicht werden, nicht bei der gegenwärtigen Erziehung zum Konsum (Scherhorn 1994, 26). Die Wünsche nach angemessener Zeit und angemessenem Raum sind im Vergleich zum Streben nach konkreten Konsumgütern eher künftige als gegenwärtige Bedürfnisse; sie sind zudem allgemeiner als der jeweilige Güterwunsch; dass sie durch Güterproduktion und Güterkonsum gefährdet sind, ist oft gar nicht im Bewusstsein, und wenn doch, dann ist das nur begrenzt motivierend, denn selbst wenn die allgemeine Einsicht besteht, wird sie durch jeden spezifischen neuen Güterwunsch, ist er nur dringend genug, leicht überspielt.

Empirisch stellen wir denn auch fest, dass jene Menschen, die im Konsum Suffizienz üben, sich von gegenwärtigeren Bedürfnissen oder Zielen leiten lassen, wie von der Liebe zum einfachen Leben (Schenk 1997), von dem Bedürfnis nach einem gesunden Leben (Brooks 1986, 1990), oder von der Erkenntnis, dass für das gegenwärtige eigene Wohlergehen weniger mehr ist (St. James 1996). Auch das Verlangen nach Gerechtigkeit, das dem suffizienten Konsumhandeln der italienischen Gruppe „Bilanci di Giustizia“ zugrunde liegt (Valer 1999), ist als Motiv gegenwärtiger und persönlicher als es die allgemeine Sorge um die naturgegebenen Ressourcen und die Länder der Dritten Welt sein kann. Denn durch das Bewusstsein, mit dem Einschränken von Konsumausgaben, dem Selbermachen, dem Kauf ökologisch produzierter Güter und dem Fair Trade Gerechtigkeit zu üben, und durch die Rechenschaft, die die Mitglieder der Gruppe sich mit ihren Haushaltsbilanzen über ihr Handeln geben, wird das eigene Gewissen salviert: Man trägt bei, was man kann, man tut es gleich, und man versucht sich darin weiter zu steigern.

Gleiches gilt für die *Öko-Suffizienz*, die man wohl noch enger definieren muss, nämlich als Maßhalten bei der Vermehrung solcher Konsumgüter, deren Produktion und/oder Konsum besonders knappe naturgegebene Ressourcen beansprucht. Am Beispiel der Konsumenten, die bewusst ohne Auto auskommen (Autofrei leben! e.v. 2000, vgl. auch den Beitrag von Renate Jungkeit in diesem Band), lässt sich erkennen, dass das Umweltmotiv fast immer von spezifischeren Motiven unterfüttert ist; die Skala dieser Motive reicht von Zweckmäßigkeitüberlegungen (geringere Kosten, schnelleres Fortkommen in der Stadt, Komfort bei Bahnreisen, gesundheitliche Vorteile) über die Freude am Zufußgehen und Radfahren bis zu dem Stolz auf den eigenen Stil, die eigene Unabhängigkeit.

So scheint es auch hier, wie in der persönlichen Lebensführung, empirisch erst dann zu suffizientem Verhalten zu kommen, wenn die allgemeinen und meist leicht aufschieb- baren Wünsche nach Raum- und Zeitwohlstand in konkretere und gegenwärtigere Motive transformiert werden. Das sind dann Motive der persönlichen Ethik, des guten Gewissens, des eigenen Stils, der Sorge für Gesundheit und Wohlergehen, des Komforts. Auch der Wunsch nach geringeren Kosten gehört dazu, sei es durch Einsparen von Geld, von physischer oder psychischer Energie oder von Zeit. Die transformierten Motive sind aus den umfassenden Wünschen nach Raum- oder Zeitwohlstand abgeleitet und haben die Funktion, diese gleichsam zu vertreten, zu aktualisieren, aufzuwerten. Freiwillig gelingt das am besten, wenn sie als Varianten einer intrinsischen Freude empfunden werden, die dem suffizienten Verhalten entspringt. Aber auch durch das Bewusstwerden des Leids, das durch suffizientes Handeln vermieden oder verringert wird, kann ein künftiges Bedürfnis wirksam aufgewertet werden. In beiden Fällen wird unmittelbar erlebbar, wie viel Gewinn mit der Suffizienz verbunden ist.

Die Transformation kann sich selbst dann bewähren, wenn die künftigen Bedürfnisse den Charakter von *Gemeinschaftsaufgaben* haben, für die die einzelnen KonsumentInnen sich nicht persönlich verantwortlich zu fühlen brauchen. Das Beispiel von Bilanci di Giustizia zeigt, dass auch die Sorge für Gemeinschaftsgüter, so allgemein sie ist, in konkrete, aktuelle und personale Motive transformierbar ist. Freiwillig funktioniert das aber wohl nur, wenn man mit dem suffizienten Handeln einen Gewinn verbinden kann. Ist dagegen eher mit dem Verstoß gegen Suffizienz ein Gewinn verbunden – wie beim Autofahren, das die Gesellschaft mit finanziellen Vorteilen sowie Komfort und Ansehen belohnt, während sie das Bahn- und Busfahren mit averser Infrastruktur bestraft – so muss dieser erst beseitigt werden, damit die freiwillige Transformation möglich wird. Eine ökologisch motivierte Erhöhung der Benzinpreise wird dann von denen, die bisher gern profitiert

haben, als Zwang zu Suffizienz empfunden, von den Umweltbewussten jedoch eher als Befreiung zur Suffizienz.

4. Integration ökologischer und sozialer Ziele

In wieder anderer Weise findet sich die gleiche Logik auch im Unternehmen. Einseitiges Streben nach höchsten Erträgen, Umsatzzuwachsen, Marktanteilen schließt bekanntlich andere Ziele aus (Galbraith 1968, 147), weil dann das maximale Wachstum der Produktion angestrebt wird, das in den kommenden Wirtschaftsperioden herauszuholen ist. Andere Ziele werden in Mittel umgedeutet und sie nur soweit verfolgt, als sie die Unternehmensexpansion unterstützen:

- Das Wohlergehen der Mitarbeiter wird zur Mitarbeitermotivation, die interne Kommunikation zu einem Kontrollinstrument,
- die Produktqualität wird zu einer Marketingvariablen, die Verantwortung für das kulturelle Umfeld zu einem Werbemittel,
- die naturgegebenen Produktionsgrundlagen Boden, Wasser, Luft werden als frei verfügbar betrachtet oder allenfalls als öffentliche Güter (für die staatliche Instanzen zuständig sind), und selbst die der Natur entnommenen Rohstoffe werden allein als Produktionsmittel betrachtet und nicht auch als begrenzt vorhandene Ressourcen, mit denen schonend umgegangen werden müsste.

Nun sind das aber *nicht nur Mittel*. Unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit sind die Zufriedenheit der Mitarbeiter, die Qualität der Produkte und Dienste, die Schonung der naturgegebenen Produktionsgrundlagen *zugleich auch Ziele*, mittel- und langfristig muss ein Unternehmen vertrauenswürdig sein, um Erfolg zu haben. Verantwortung für die Entwicklung des Unternehmens übernehmen heißt daher diese Ziele mit Umsatz und Gewinn in Balance bringen, so dass sie mit den ökonomischen Zielen eine Gesamtheit an Zielen bilden, die so optimiert wird, dass alle zusammen bestmöglich verwirklicht werden. Dadurch werden auch die ökonomischen gesichert, aber nicht maximiert, und darauf kommt es hier an.

Beispielsweise können ökologische Zielsetzungen vom Unternehmen fordern, dass es die Expansion der Produktionskapazität bremst oder die Produktion saisonal unterbricht, ohne auf angemessene Erträge zu verzichten. Princen (2000, 8–9) hat Beispiele für zwei Formen der *Öko-Suffizienz* angeführt, die Beschränkung und die Unterbrechung der Produktion:

- Die Pacific Lumber Company in Northern Carolina kaufte 1950 die Redwood-Waldungen und die Sägemühle einer nahe gelegenen Holzfirma. Da die eigene Verarbeitungskapazität auch für den erweiterten Holzanfall ausreichte, brach sie die angekaufte Sägemühle ab und verkaufte sie weiter, um nicht durch den Auslastungszwang einer vergrößerten Kapazität unter neuen Expansionsdruck zu geraten. Denn mit beiden Sägemühlen zusammen hätte mehr Holz verarbeitet werden müssen als in den vergrößerten Waldbeständen nachwuchs. So entschloss sich das Management, die Verarbeitungskapazität nicht zu vergrößern, um die arrondierten Waldungen nachhaltig bewirtschaften zu können und den Wachstumszwang zu beenden.

- Die Hummerfischer auf Monhegan Island vor der Küste von Maine gingen einen anderen Weg, um ihre Fischgründe vor Dezimierung zu schützen. Sie führten im 19. Jahrhundert eine Schonzeit ein, die seit 1907 gesetzlich abgesichert ist: Der Hummerfang ruht von Juni bis Dezember, was den Hummern in der kritischen Häutungs- und Wachstumszeit Schutz und den Fischern in der warmen Jahreszeit Zeit für Reparatur- und Subsistenzarbeit gab, ohne dass sie die Konkurrenz fremder Fischer fürchten mussten.

In beiden Beispielen stellt die Begrenzung auch den langfristigen Betriebsgewinn sicher. Dennoch muss es für die Beteiligten eine Selbstüberwindung gewesen sein, sich so explizit für Kapazitätsbeschränkung zu entscheiden. Die beiden Entscheidungen sind ja nicht erzwungen worden. Die Grenze war nicht so nahe, dass jeder andere Weg verschlossen war, sie wurde nur rechtzeitig erkannt. Der eigentliche Entschluss aber bestand darin, langfristig die Gesamtheit der Ziele zu sichern, also dafür zu sorgen, dass das Unternehmen zusammen mit ökonomischen auch ökologische Ziele berücksichtigen konnte.

In anderen Fällen sind es soziale bzw. qualitätsbezogene Ziele, die neben das ökonomische treten. In einer Befragung von ökologisch orientierten kleinen bis mittleren Unternehmen stellten wir die Frage: „Gibt es Unternehmensziele, die evtl. das Wachstum Ihres Unternehmens einschränken?“ (Bakker et al., Loske & Scherhorn 1999, 60).

- 22 Prozent der Befragten wollen das erzielbare Wachstum von Umsatz und Gewinn nicht ausreizen, um die Umwelt zu schonen. Der geringe Anteil muss nicht erstaunen; befragt wurden ja Unternehmen, die bereits umweltschonende Produktionsverfahren anwenden und, soweit sie Erfolg haben, damit Zuwächse erzielen; also wachsen sie nicht auf Kosten, sondern *durch* Schonung der Umwelt.
- Weit mehr, nämlich 48 Prozent, sehen durch rücksichtsloses Wachstum soziale Ziele gefährdet, nämlich zum einen den Wunsch nach gutem Betriebsklima, nach Integration der Betriebsangehörigen und Intaktheit der sozialen Beziehungen, und zum anderen den Wunsch, nicht nur natur- und sozial-, sondern auch kulturverträglich zu handeln. Dazu gehört beispielsweise der Tierschutz (keine Tierversuche, keine Massentierhaltung) oder der faire Handel mit den Ländern der Dritten Welt.
- Für ein schnelles Wachstum wollen schließlich 54 Prozent der befragten Unternehmen die Qualität der angebotenen Leistungen, der Produkte und Dienste nicht opfern, denn die wird beeinträchtigt, wenn das Unternehmen zu Lasten der Qualität an den Kosten spart, wenn es zu schnell oder über eine bestimmte Grenze hinaus wächst (so wie Brauereien, wenn sie über einen bestimmten Radius hinaus expandieren, nicht mehr ohne Konservierungsmittel auskommen).

Ohne Frage können die ökologischen, die sozialen, die qualitätsbezogenen Ziele ein kurzfristig mögliches maximales Wachstum einschränken. Sie legen beispielsweise den Ausschluss bestimmter Produkte oder Produktionsverfahren nahe. Sie sprechen für Nichtverwendung bestimmter Werbemethoden oder Werbeaussagen. Sie erfordern die Beschränkung der Unternehmensgröße auf eine Höchstzahl von Mitarbeitern, auf eine bestimmte Verarbeitungskapazität oder auf ein begrenztes Absatzgebiet. Sie führen zur Festlegung von qualitätssichernden oder mitarbeiterfreundlichen Produktivitätsnormen. Oder sie verlangen Aufwendungen für Aus- und Weiterbildung der Mitarbeiter. Kurz: Sie bedingen Suffizienz bei den Wachstums- und Gewinnzielen. Aber sie verbessern die Zielerreichung insgesamt.

Zwar konnten noch vor kurzem Autoritäten wie Milton Friedman und George Stigler, die als einziges Ziel des Unternehmens die Gewinnmaximierung verfechten, den Nobelpreis für Ökonomie bekommen. In der ökonomischen Realität jedoch berücksichtigen viele Unternehmen auch ökologische und soziale Ziele, die zitierte Umfrage ist ein Beleg dafür. Eine repräsentativere Studie würde ergeben, dass die meisten Unternehmen auf die eine oder andere Weise ihre Kapazität begrenzen, weil sie einer Gesamtheit von Zielen gerecht werden wollen.

Die Studie würde zwar auch ergeben, dass solche Begrenzung bei großen Unternehmen derzeit seltener ist als bei kleineren. Aber das dürfte nicht an der Größe liegen, sondern daran, dass in Kapitalgesellschaften die finanziellen Anreize für das Management seit einiger Zeit in extremer Weise auf die Kapitalexpansion gerichtet sind. Inzwischen zeigt die Erfahrung, dass die Vorstände diesem System moralisch nicht gewachsen sind, teils aus Raffgier und teils aus Furcht vor feindlicher Übernahme (Hoffmann & Scherhorn 2002, 111–114), weshalb man wohl darauf vertrauen kann, dass es korrigiert wird. Die Korrektur wird nicht schwer fallen, weil sich immer deutlicher herausstellt, dass die Integration ökologischer und sozialer Ziele in die ökonomischen den Unternehmen Wettbewerbsvorteile bringt, auch auf den Kapitalmärkten (ebenda, 56–57).

So viel zur *Logik* der Suffizienz im Unternehmen. Wie im Konsum die Güterwünsche drängen sich hier die ökonomischen Ziele in den Vordergrund, weil sie aktueller, konkreter und spezifischer sind. Die nichtökonomischen sind im Vergleich dazu allgemeiner, aufschiebbarer und haben stärker Gemeinschaftscharakter. *Empirisch* behaupten sie sich im Tagesgeschäft neben den ökonomischen Zielen nur, wenn sie in konkrete, aktuelle und unternehmensspezifische Unterziele so wirksam transformiert werden, dass sie dem unternehmerischen Denken entgegenkommen. Im Innenverhältnis geschieht das dadurch, dass sie in der Kostenrechnung berücksichtigt werden. „Unternehmen, die solche Werte ernst nehmen, integrieren sie mittels entsprechender Kriterien in ihre Steuerungs- und Controllingssysteme (v. Mutius 2002, 27). Ausgaben, die im einseitig ökonomischen Controlling als internalisierte soziale Kosten aufgefasst würden, können dann als „wertschöpfende Kosten“ verbucht werden, weil sie die Zufriedenheit und verantwortliche Mitarbeit der Belegschaft erhöhen oder die Qualität des unternehmensspezifischen Naturkapitals erhalten oder steigern (Stahlmann 2002, 163).

Im Außenverhältnis geschieht es durch die Reaktionen der Gesellschaft. Denn da es bei den ökologischen, sozialen und Qualitätszielen um die gesellschaftliche Verantwortung der Unternehmen geht, ist es nur konsequent, wenn sie aus der Gesellschaft an die Unternehmen herangetragen werden und wenn die Unternehmen erfahren, dass ihr Verhalten permanent auf dem Prüfstand steht.

Die Motivation zu einsichtiger Transformation der gesellschaftlichen Verantwortung in unternehmerische Ziele wird den Unternehmen vor allem von *stakeholders* vermittelt, also von denen, die mit ihrem Einsatz – *stake* – am Unternehmen Anteil nehmen: Kapitalgeber, Arbeitnehmer, Lieferanten, Kunden, Staat, Kommunen, Hochschulen, NGOs und nicht zuletzt die von den Medien vertretene Öffentlichkeit. Sie können dahin wirken, dass die Unternehmen aktuelle ökologische bzw. soziale Ziele in ihren Verantwortungsbereich aufnehmen, indem sie auf Missstände hinweisen, Verfahren entwickeln, fortschrittliche Unternehmen loben und nicht zuletzt auch staatliche Maßnahmen anregen, wenn die Unternehmen, um sich suffizient verhalten zu können, eine Sicherheit vor „insuffizientem“ Wettbewerb brauchen.

Andere stakeholders wie z.B. ökologisch und/oder sozial bewusste Kapitalanleger bewirken durch ihre Investitionsentscheidungen, dass Unternehmen sich stärker an ökologischen/sozialen Zielen orientieren. Wieder andere wie NGOs, Bürgerinitiativen, Umweltgruppen schließen sich zu kooperativen Aktionen zusammen, um die Präferenzen und Handlungen der Marktparteien so zu beeinflussen, dass die Abwälzung privater Kosten auf die Allgemeinheit mehr und mehr unterbleibt (Scherhorn 2002b). In all diesen Fällen wird Suffizienz in Unternehmen gefördert, weil diese dazu bewogen werden, ökologische und soziale Erfordernisse in ihre Zielsysteme und damit sich selbst in die Gesellschaft zu integrieren. Als ein Zeichen solchen Integrationsbemühens gewährt z.B. die australische Bank WestPac ihrem Vorstand einen erfolgsbezogenen Jahresbonus, dessen Bemessung sich auch nach der Position der Firma in Nachhaltigkeitsratings und nach der Mitarbeiterzufriedenheit richtet.

5. Suffizienz als Gewinn

Suffizienz ist nach der hier vorgelegten Argumentation das Sichbegnügen mit dem Ausreichenden. Das Ausreichende ist abgeleitet aus dem Vermeiden des Zuviel. Das Zuviel ist schädlich, weil es wichtige andere Bedürfnisse oder Ziele beeinträchtigt. Das wird leicht übersehen, weil die Beeinträchtigung sich erst in der Zukunft bzw. in den Commons auswirkt. Suffizientes Handeln besteht folglich im Vermeiden des künftigen Schadens durch Aktualisierung und Aufwertung künftiger Bedürfnisse.

Diese Argumentation hat den Vorteil, *den Gewinn der Suffizienz* sichtbar zu machen. Er liegt für das Individuum im reiferen Selbst, für den privaten Haushalt im Beitrag des Konsums zu einem erfüllteren Leben, für die Unternehmung in der besseren Zukunftsfähigkeit. Das habe ich in den Abschnitten 2 bis 4 dargelegt. Abschließend will ich zwei Implikationen dieses Ansatzes hervorheben. Zum ersten ermöglicht er ein Urteil darüber, bei welchen in die Zukunft wirkenden Entscheidungen gebräuchliche Abdiskontieren künftiger Erträge angemessen ist und in welchen nicht. Es ist nicht angemessen, wenn es die Wirkung hat, dass künftige Bedürfnisse vernachlässigt, künftige Schäden verharmlost werden.

Zum zweiten erleichtert er die Einsicht, dass Suffizienz nicht nur dort stattfindet bzw. zu erwarten ist, wo sie meist vermutet wird, in der individuellen Lebensführung und im Konsumverhalten, sondern ganz ebenso auch in den Unternehmen. Das Vermeiden externer Kosten, die betriebliche Steigerung der Ressourcenproduktivität, die Rücksicht auf Mitarbeiter, Kunden usw. erfordert vom Unternehmen immer dann Suffizienz, wenn es sich nicht in einer gegenwärtig kalkulierbaren Erhöhung des Betriebsgewinns, des Umsatzes, der Marktbeherrschung usw. auszahlt – also recht häufig.

Zum dritten liegt im suffizienten Handeln dennoch ein Gewinn für das Unternehmen, auf längere Frist und im weiteren Sinne. Wird dieser Gewinn geleugnet, weil er in der Gegenwart nicht einkalkuliert werden kann, so weist das auf eine strukturelle Schwäche im ökonomischen Denken hin, die Fixierung auf die kurze Frist. Suffizienz erfordert keineswegs, das kurzfristige Kalkül zu unterlassen, wohl aber es stets an der langfristigen Perspektive zu messen und ggf. durch Aktualisierung künftiger Ziele zu korrigieren.

Literatur

- Abbott, Lawrence (1958): *Qualität und Wettbewerb*. München-Berlin. Orig. (1955): *Quality and competition*. New York.
- Autofrei leben! e.V. (Hrsg.). (2000): *ÜberLeben ohne Auto*. München: Ökom Verlag.
- Bakker, Liesbeth; Loske, Reinhard; Scherhorn, Gerhard (1999): *Wirtschaft ohne Wachstumsstreben – Chaos oder Chance?* Berlin: Heinrich Böll Stiftung (Studien und Berichte Nr. 2).
- Brooks, Svevo (1986, Neubearb. 1990): *The art of good living*. Boston: Houghton Mifflin Comp. Deutsch (1991): *Von der Kunst, gut zu leben*. München: Droemer-Knaur.
- Burnham, James (1941): *The managerial revolution*. New York. Deutsch (1949): *Das Regime der Manager*. Stuttgart.
- Cannon, Walter B. (1932): *The wisdom of the body*. New York: Norton.
- Durning, Allan (1992): *How much is enough?* New York: Norton.
- Ernst, Heiko (1995): *Die Weisheit des Körpers*. München: Piper.
- European Environmental Agency (1999): *Environment in the European Union at the term of the century*. Copenhagen: Europ. Envir. Agency.
- Esteva, Gustavo (1993): *Entwicklung*. In: Sachs, Wolfgang (Hrsg.): *Wie im Westen so auf Erden*. Reinbek/Hamburg: Rowohlt. 89–121.
- Galbraith, John Kenneth (1968): *Die moderne Industriegesellschaft*. München: Droemer Knaur.
- Hoffmann, Johannes & Scherhorn, Gerhard (2002): *Saubere Gewinne*. Freiburg: Herder.
- Meyer-Abich, Klaus-Michael (1997): *Praktische Naturphilosophie*. München: C.H. Beck.
- Müller, Mario (1996): *Gentlemen bitten zur Kasse*. DIE ZEIT, Nr. 16, 17–18.
- Pauli, Gunter (1999): *Upcycling. Wirtschaften nach dem Vorbild der Natur für mehr Arbeitsplätze und eine saubere Umwelt*. Gütersloh: Riemann Verlag.
- Peele, Stanton & Brodsky, Archie (1975): *Love and addiction*. New York: Taplinger.
- Platt, John. (1973): *Social traps*, *American Psychologist*, 28, 641–651.
- Princen, Thomas (2000): *Sufficiency in principle*. Discussion paper prepared for the conference „Challenges for Sciences and Engineering in the 21st Century, Stockholm, June 14-18, 2000, Workshop C4: Steps toward Sustainable Consumption.
- Sachs, Wolfgang (1993): *Die vier E's, Politische Ökologie*, Sept./Okt., 69–72.
- Sachs, Wolfgang (2002): *Nach uns die Zukunft. Der globale Konflikt um Gerechtigkeit und Ökologie*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Schelling, Thomas (1984): *Choice and Consequence*. Cambridge/Mass.: Harvard Univ. Press.
- Schenk, Herrad (1997): *Auf der Suche nach dem einfachen Leben*. In: Schenk, H. (Hrsg.): *Vom einfachen Leben*. München: C.H. Beck. 9–58.
- Scherhorn, Gerhard (1994): *Konsum als Kompensation*. In: Reinbold, K.-J. (Hrsg.): *Konsumrausch. Der heimliche Lehrplan des Passivismus*. Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenhilfe, Band 18. Freiburg i. Br.: AGJ-Verlag. 7–41.
- Scherhorn, Gerhard (1997): *Das Ganze der Güter*. In: Meyer-Abich, K.M. (Hrsg.): *Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens*. München: C.H. Beck. 162–253.
- Scherhorn, Gerhard (1999): *Neue Wohlstandsmodelle*, *Das Magazin*, 10, Heft 4, 34. Düsseldorf: Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen.
- Scherhorn, Gerhard (2002a): *Wie kommen wir zu nachhaltigem Konsum? nachhaltigen Märkten? Nachhaltiger Kultur?* Wuppertal: Wuppertal Institut für Klima Umwelt Energie, Wuppertal Paper 107.
- Scherhorn, Gerhard (2002b): *Wohlstand – eine Optimierungsaufgabe*. In: Rinderspacher, J. (Hrsg.): *Zeitwohlstand und Güterwohlstand*. Berlin: edition sigma (in Vorbereitung).
- Schmid, Wilhelm (1998): *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (2000): *Der philosophische Weg zum Glück*, *Psychologie heute*, 27, Heft 11, 20–29.
- Scitovsky, Tibor (1976): *The joyless economy. An inquiry into human satisfaction and consumer dissatisfaction*. Oxford: Oxford University Press. Deutsch (1977): *Psychologie des Wohlstands*. Frankfurt am Main: Campus.
- Segal, Jerome M. (1999): *Graceful Simplicity. Towards a philosophy and politics of simple living*. New York: Holt.

- Stahlmann, Volker (2002): Rechnungswesen. In: BUND & UnternehmensGrün (Hrsg.): Zukunftsfähige Unternehmen. München: Ökom Verlag. 162–176.
- St. James, Elaine (1996): Living the simple life. New York: Hyperion. Deutsch (o.J.): In Einfachheit leben. München: Goldmann.
- United Nations (2002): Implementing Agenda 21. Report of the Secretary-General. New York: UN, 19 Dec 2001.
- Valer, Antonella (1999): Bilanci di giustizia. Bologna: Editrice Missionaria Italiana.
- v. Mutius, Bernhard (2002): “Moral in die Kostenrechnung ” – Interview mit dem Unternehmensberater B. v. Mutius von Uwe J. Heuser, DIE ZEIT, NR. 40, 26. 9. 2002, 27.
- Wachtel, Paul (1989): The poverty of affluence. A psychological portrait of the American way of life. Philadelphia: New Society Publishers.

Uta von Winterfeld

Reflexionen zur Suffizienz als politischer Angelegenheit in sieben Etappen

Zusammenfassung:

Suffizienz wird als eine mögliche Kategorie politischen Handelns angeschaut, die sich nicht in moralisch, rechtlich oder ökonomisch verordneter Bescheidenheit für einzeln und privat agierende Konsumentinnen und Konsumenten erschöpft. So betrachtet bekommt Suffizienz ein widerständiges Potential, weil sie das Denkgebäude des unendlichen Wett-eifers um nie genug Vorhandenes infrage stellt. Sie erschöpft sich nicht in sozial oder ökologisch motiviertem Verzicht, sondern sieht Suffizienz als eine politische Angelegenheit. In diesem Zusammenhang lässt sich Suffizienz als Schutzrecht formulieren: Niemand soll immer mehr haben wollen müssen. Aufgabe von Politik wäre, vorhandene Fähigkeiten zur Suffizienz zu schützen und zu ermöglichen.

1. Weshalb und inwiefern Suffizienz anders angeschaut wird

Die Suffizienz, von Wolfgang Sachs in Anlehnung an Herman Daly in die ökologische Debatte geworfen und der Effizienz gegenübergestellt (Sachs 1993; Daly 1991), hat es von vornherein nicht leicht gehabt.

Das liegt zunächst an ihrer Position als kleine, moralisch aufgeladene und sozial harmlose Schwester des großen Bruders Effizienz. Während der Bruder sogleich ans Licht der Öffentlichkeit treten kann – weil sich mit ökologischer Effizienz als Ressourceneffizienz vorzüglich an die herrschende Rationalität anschließen lässt; weil schon lange mit möglichst wenig möglichst viel erreicht werden soll – muß die kleine Schwester Suffizienz zu Hause bleiben. Sie soll zum Gewissen haushaltender Konsumenten und Konsumentinnen werden, welche sich auf das rechte Maß besinnen und still im Privaten den kulturellen Wandel einleiten.

Es liegt weiter daran, daß das Effizienz-Suffizienz-Gespann in der ökologischen Debatte alsbald für unzureichend gehalten und kritisiert wird. So beispielsweise von Joseph Huber (1994, 15), für den Suffizienz und Effizienz erst dann einen Sinn erhalten, wenn als Drittes die Konsistenz hinzukommt. Erst mit ihr, so sein Argument, lassen sich Aussagen über Beschaffenheit und Qualitäten von Stoffen sowie deren Verträglichkeit untereinander und mit der natürlichen Umwelt machen. Ähnlich möchte Jochen Diekmann (1999, 25 u. 26) zwischen Effizienz und Suffizienz ein Drittes ansiedeln: Den ökologischen Strukturwandel. Diesem komme auf dem Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung die zentrale Rolle zu, weil er umfassender sei und insbesondere auch organisatorische Innovationen einschließe.

Beide Argumentationen laufen darauf hinaus, daß dem Gespann von Effizienz und Suffizienz ein Drittes zu- bzw. im Grunde übergeordnet werden müsse. Sei es aus Gründen der

Qualität, welche nur im Begriff der Konsistenz angesprochen werden könne, oder sei es aus Gründen des Umfassenden, welches nur mit dem Konzept des ökologischen Strukturwandels gefaßt werden könne.

Die hier verfolgte Argumentationslinie bezieht sich nicht auf ein Drittes, mit dem das Gespann von Effizienz und Suffizienz ergänzt oder relativiert werden soll. Vielmehr soll Suffizienz in anderer Perspektive betrachtet werden. Sie soll weder als moralisch-kulturelle Beigabe, noch als Gegenpart zur Effizienz angeschaut werden.

Der Gedanke einer Suffizienz als eigene, welche sich nicht in moralisch, rechtlich oder ökonomisch verordneter Bescheidenheit für einzeln und privat agierende Konsumentinnen und Konsumenten erschöpft, einer Suffizienz als eigenständige Kategorie politischen und wirtschaftlichen Handelns, kann ebenso erhellend wie weiterführend sein. Er führt nicht in die Sackgasse des individuell-aussichtslosen Maßhaltens angesichts wirtschaftlichen Wachstumsstrebens, sondern eröffnet eine Perspektive auf vergessene oder verdrängte andere Wirklichkeiten.

2. Worin das widerständige Potential einer Suffizienz besteht, welche sich dem herrschenden „Immer mehr bei möglichst immer geringeren Mitteln“ nicht beugt.

Das herrschende „Immer mehr bei möglichst immer geringeren Mitteln“ ist in der Ökonomie zu Hause. Ziel ist, die Produktionskosten zu senken und den Ausstoß an Gütern zu erhöhen. Je besser dies gelingt, desto höher die Aussicht auf Gewinn. Somit liegt der Effizienz originär und primär ein Streben nach Gewinnmaximierung zugrunde.

Damit ist allerdings das „immer“ noch nicht zureichend erklärt. Weshalb ist dieser Prozeß unendlich bzw. weshalb kann ein ideales oder stabiles Verhältnis zwischen Mitteleinsatz und Ertrag nie erreicht werden? Die andauernde Notwendigkeit zur Optimierung wird damit begründet, daß erstens menschliche Bedürfnisse unendlich sind und zweitens nie genug vorhanden ist, um sie zu befriedigen. Bei dieser Grundannahme, dem sogenannten Knappheitstheorem (siehe u.a. Scherhorn 1994), fragt sich allerdings, ob hier nicht mindestens teilweise das dem Kapitalismus eigene unendliche Streben nach immer mehr Gewinn mit den angenommenen unendlichen Bedürfnissen unersättlicher KonsumentInnen nach immer mehr Gütern verwechselt wird.

Ob es sich nun um Gewinne oder um Bedürfnisse handelt – in diesem Denken ist gar nicht vorgesehen, daß etwas genug sein kann. Dafür ist kein Platz, weil es einem zentralen Paradigma widerspricht, das nicht nur der Ökonomie, sondern auch der Politik bzw. der Politischen Philosophie zugrunde liegt. Ein Paradigma, welches das Denken bis heute prägt, und das sich anhand der Philosophie von Thomas Hobbes gut illustrieren läßt.

Der Mensch, so nimmt er in seinem „Leviathan“ (1980 bzw. 1651) an, ist von Natur aus ungesellig. Einer ist des anderen Feind, jeder kämpft gegen jeden:

„Sooft daher zwei ein und dasselbe wünschen, dessen aber nicht beide zugleich teilhaftig werden können, so wird einer des anderen Feind, und um das gesetzte Ziel, welches mit der Selbsterhaltung immer verbunden ist, zu

erreichen, werden beide danach trachten, sich den anderen entweder untertan zu machen oder ihn zu töten.“ (S. 113 u. S. 114)

Daraus gibt es kein Entrinnen:

„Wenn diejenigen, welche mit mäßigem Besitz zufrieden sind, nur sich und das ihrige zu verteidigen, nicht aber ihre Macht dadurch zu vermehren suchten, daß sie andere selbst angreifen, so würden sie nicht lange bestehen können, weil es Menschen gibt, die sich entweder aus Machtgefühl, oder aus Ruhmsucht die ganze Erde untertan machen möchten. Deshalb muß jedem auch die gewaltsame Vermehrung seiner Besitzungen um der nötigen Selbsterhaltung willen zugestanden werden.“ (S. 114)

Aus diesem Zustand können Menschen erst herausfinden, wenn sie ihr Recht auf Selbstbeherrschung einer höchsten Gewalt überlassen und einen Vertrag schließen: Der große „Leviathan“ als starker Staat entsteht.

Bei Thomas Hobbes befindet sich das einzelne, auf seinen Vorteil und des anderen Nachteil bedachte Individuum in einem Kampf um knappe Güter. Der Staat sorgt dafür, daß dieser Kampf nicht zum Krieg ausartet. Damit ist er zugleich legitimiert.

Legitimiert für etwas allerdings, das zuvor erst konstruiert wurde. Die Wirtschaftshistorikerin Caroline Gerschlager interpretiert in ihrem Buch „Konturen der Entgrenzung“ (1996) Thomas Hobbes so, daß er „Knappheit als System“ konstruiert. Mit seiner Herleitung eines auf Konkurrenz beruhenden Überlebenskampfes konstruierte er eine Gesellschaft im Zustand der „Knappheit“. Die Gütermenge, um die die einzelnen Individuen wetteifern, sei in seinem Konzept nicht in ausreichendem Maße vorhanden (S. 27).

Wird nun das Denkgebäude des unendlichen Wetteiferns um nie genug Vorhandenes mit einer ihrer selbst bewußten Suffizienz konfrontiert, so ist es ernsthaft gefährdet:

Wenn Menschen erstens nicht automatisch immer und von allem immer mehr haben wollen, so sind sie nicht automatisch einander feindlich gesonnen und befinden sich auch nicht automatisch im (Konkurrenz)-Kampf miteinander bzw. gegeneinander. Damit aber müßten sie ihr Recht auf Selbstbeherrschung nicht abtreten, sondern könnten ihre Fähigkeit zur Geselligkeit kultivieren.

Wenn Güter zweitens nicht automatisch immer in zu geringem Maße vorhanden sind, dann macht es einfach keinen Sinn, alle Kräfte gesellschaftlich-produktiven Vermögens darauf zu konzentrieren, immer mehr davon herzustellen.

3. Von der gezähmten Suffizienz und der verordneten Bescheidenheit

Eine gute Möglichkeit, der mit Suffizienz verbundenen, ernsthaften Gefahr einstürzender Denkvorsetzungen zu entgehen ist, ihr kritisches „Wir haben genug“ mit einem obrigkeitlichen „Ihr habt genug zu haben“ zu überdecken.

Appelle an Genugsamkeit sind nicht neu und zunächst auch nicht in umweltschonender Absicht ausgesprochen worden. Oft – und vorzugsweise dann, wenn es im Staatshaushalt

nicht gut aussieht und auch nicht recht abzusehen ist, wie und wann das zu ändern wäre – ist beispielsweise vom Gürtel die Rede gewesen, der enger geschnallt werden müsse. Dieser Appell klingt meist vorwurfsvoll – man solle nun endlich das unzeitgemäße Anspruchsdenken aufgeben. Kein Wunder also, wenn Appelle an Maßhalten unbeliebt sind. Wenngleich sie in jüngster Zeit etwas freundlicher klingen – man möge doch nun, wo die Zeiten staatlicher Wohlfahrt sich dem Ende zuneigen bzw. der Globalisierung anheimfallen, bitte private Für- und Vorsorge betreiben. Hier delegiert ein sich defensiv gebender Staat sozialpolitische Verantwortung an einzelne StaatsbürgerInnen. Ähnliches geschieht mit umweltpolitischer Verantwortung dann, wenn anstelle einer offensiven Politik die Veränderung des Verhaltens einzelner KonsumentInnen treten soll.

Suffizienz-Appelle in Form von staatlich angemahntem oder verordnetem Maßhalten sind insofern fatal, als daß sie sich allzu oft an diejenigen richten oder diejenigen treffen, die immer schon maßhalten sollten oder mußten und daher mit Geld und materiellen Gütern so ganz üppig nicht ausgestattet sind.

Andere Suffizienzappelle in Verbindung mit der Diskussion um das Leitbild einer nachhaltigen Entwicklung richten sich an die Wohlhabenden. Sie sollen im Rahmen einer gerechteren Umverteilung von Ressourcen und Wohlstand Genügsamkeit und Bescheidenheit als Ausdruck kluger Selbstbegrenzung praktizieren (Schubert 2000, 94 u. 95). Hier soll also sozusagen der Linderung der Armut und der Umwelt zuliebe von den Wohlhabenden der reichen Industrieländer weniger konsumiert werden.

Ob nun die Bescheidenheit moralisch angemahnt oder rechtlich erzwungen wird, ob dies eher mit dem ökologischen Imperativ oder eher mit dem Ende des Wohlfahrtsstaates begründet wird – in jedem Falle wird mit solcherart Appellen die Suffizienz um ihr eigensinniges Potential gebracht.

Der Gedanke einer eigensinnigen und sich ihrer selbst bewußten Suffizienz wäre nicht gehorsam gegenüber sozial oder ökologisch motivierten Appellen zum Maßhalten. Er würde sich nicht in den angeforderten Leistungen zum Verzicht erschöpfen. Sondern er würde Suffizienz zu einer politischen Angelegenheit machen, die dem Vorhandenen entgegensteht und über die verhandelt werden muß.

4. Vom Recht auf Suffizienz und inwiefern dieses einem zunehmend durchkommerzialisierten öffentlichen Raum entgegensteht.

Suffizienz, so meine Annahme, ist mehr als nur eine erzwungene Haltung aus der Not heraus. Sie ist auch nicht primär eine freiwillige Haltung des aufgeklärten „grünen Konsumenten“, der sich etwa über den in einem Erzeugnis steckenden Material- und Transportaufwand informiert und die ressourcen-schonende Alternative wählt (BUND & Misereor 1996, 218). Vielmehr steht im Zentrum meiner Überlegungen eine Suffizienz als Haltung, die in dem Spiel des unendlichen Wachstums, der unendlichen Bedürfnisse bei immerwährender Knappheit nicht mitspielen mag, weil sie dieses Spiel reizlos findet.

In Anlehnung an Bertolt Brecht läßt sich dies etwa so formulieren:

*Eines Tages wird Herr Keuner gefragt,
wie er es denn mit der Suffizienz halte.
„Nun ja“, antwortet Herr Keuner,
„so recht einleuchten will sie mir nicht.
Wieso soll ich plötzlich auf etwas verzichten,
das ich eigentlich noch nie haben wollte?“*

Wenn nun Suffizienz weder aus der Not, noch aus der Pflicht sich einzeln verhaltender Individuen gefaßt wird, wenn vielmehr Suffizienz als etwas im menschlichen (Sozial-) Vermögen schon Vorhandenes und als politische Angelegenheit gedacht wird, dann könnte es so etwas geben, wie ein Recht auf Suffizienz. Dieses würde etwa lauten:

„Niemand soll immer mehr haben wollen müssen.“

Vor dem Hintergrund eines solchen Schutzrechtes wäre es Aufgabe von Politik, Suffizienz zu schützen und zu ermöglichen. Es verhält sich aber gerade umgekehrt: Wer etwas *nicht* haben will, muß oft einen ungeheuren Aufwand betreiben, wird an den gesellschaftlichen Rand gedrängt oder wird systematisch daran gehindert. Welch' ungeheure Anstrengung beispielsweise, im System ungedrosselter Innovationsgeschwindigkeiten, *keinen* neuen Computer haben zu wollen, oder diesen – und sei es aus pazifistischen Gründen – weder auf-, noch nach-, noch umrüsten zu wollen.

Der Schutzgedanke gegenüber denjenigen, die nicht haben wollen, ist allerdings dem Leviathanischen von Thomas Hobbes fremd, bzw. er ist darin nicht vorgesehen. Vorgesehen ist nur, das potentiell gewalttätige Wetteifern einzelner Menschen um ein knappes Gut in staatlich geregelte Bahnen zu lenken. Würde hingegen der Gedanke einer schützenswerten Suffizienz aufgenommen, so könnte es nicht mehr heißen, daß diejenigen, „welche mit mäßigem Besitz zufrieden sind“, nicht lange würden bestehen können (s.o., S. 22). Sondern es gälte, dem Zwang zur Vermehrung von Besitz, Macht und Ruhm entgegenzuwirken. Wenn aber einerseits eine politische Philosophie ungebrochen bleibt, in der nur überleben kann, wer nach deren ständiger Vermehrung trachtet, und dann andererseits Menschen aufgefordert werden, sich mit mäßigem Besitz bzw. dem schon Erreichten zu begnügen, so ist nahliegend, daß diese den Eindruck bekommen, in den Ruin getrieben zu werden.

Damit dies nicht passiert, wäre nicht nur – und möglicherweise auch nicht vor allem –, der Entgrenzung mit der konsumtiven Begrenzung von Individuen zu begegnen. Sondern Begrenzung ungezügelter Strebens nach Mehr müßte Platz im öffentlichen Raum haben. Dies aber würde bedeuten, daß der Raum nicht länger investorenfreundlich durchkommerzialisieren dürfte. Das mag bei einigen Unwillen auslösen – aber liegt nicht ein Widersinn darin, erst breitere Straßen, größere Einkaufszentren und höhere Mobilfunkantennen zu bauen bzw. deren Bau zuzulassen – und anschließend die einzelnen StaatsbürgerInnen und KonsumentInnen dazu aufzufordern, diese aber doch bitte nicht oder wenigstens nicht allzu sehr zu gebrauchen?

5. Jenseits von Konsum – was kann Suffizienz im ökonomischen Raum bedeuten?

Ein weiterer Grund, Suffizienz auch jenseits von Konsum zu thematisieren und zu praktizieren, liegt darin, daß die Verwirklichung des Leitbildes einer nachhaltigen Entwicklung eher ferner als näher gerückt zu sein scheint. Der Rio-Prozeß hat kaum handgreifliche Resultate gebracht; die Dynamik wirtschaftlicher Globalisierung hat erreichte Umweltgewinne zunichte gemacht (Heinrich Böll Stiftung 2002, 6). Wenn Ansätze zu ökologischen Lebensweisen nicht von ganz anderen Dynamiken auf der Makro-Ebene verschluckt werden sollen, so macht die Frage Sinn, ob Suffizienz nicht auch allgemein im ökonomischen Raum zu Hause sein sollte.

Zwar gäbe es hier eine einfache Antwort: Suffizienz-Orientierungen vertragen sich nicht mit einer an Wachstum ausgerichteten Wirtschaft. So gesehen müßte Suffizienz dorthin zurückgeschickt werden, wo Wolfgang Sachs sie hergeholt hat: Zur Steady-State-Ökonomie von Herman Daly (1991). Das würde auch Joseph Huber entgegenkommen, der anstelle moralischer Verzichts-Appelle ökonomische Suffizienz-Signale sehen will (1994, 13).

Die Antwort ist einfach – allein, besonders spannend ist sie nicht. Wie müßte denn das Denkgebäude einer Ökonomie beschaffen sein, um Suffizienz-Signale aussenden zu können?

Suffizienz, so meine Annahme, läßt sich nicht in das vorhandene Denkgebäude integrieren. Vielmehr müßte dieses selbst verändert werden. Ansätze hierzu hat beispielsweise das Frauennetzwerk „Vorsorgendes Wirtschaften“ erarbeitet, indem es der herrschenden Ökonomie drei neue Handlungsprinzipien einer Ökonomie des Guten Lebens gegenüberstellt.

Das erste Handlungsprinzip, die „Vorsorge“, enthält ein anderes Menschenbild. Menschen sind nicht nur selbstfixierte und nutzenmaximierende Individuen mit unendlichen Bedürfnissen. Dem von dem ökonomischen Denken hervorgebrachten „homo oeconomicus“ fehlt, daß Menschen Bindungen eingehen und ihre Mitmenschen wie die natürliche Mitwelt in ihr Blickfeld nehmen können. Sie können vorausschauend denken und Grenzen anerkennen (Biesecker et al. 2000, 50 u. 51).

Das zweite Handlungsprinzip, die „Kooperation“, ist zugleich ein altes Prinzip der Versorgungsökonomie (ebenda). Es wird nicht gegeneinander – d.h. konkurrierend –, sondern miteinander gewirtschaftet. Das Wirtschaften ist nicht darauf beschränkt, daß einander feindlich gesonnene Individuen um ihr Überleben kämpfen und zur Erreichung ihrer (unendlichen) Wünsche gegeneinander konkurrieren müssen. Verständige und verantwortliche Kooperation läßt vielmehr Verständnis für das Anliegen des Anderen zu und ermöglicht ökonomischen Handeln, das der Evolution der natürlichen Mitwelt und den zukünftigen Lebensbedürfnissen neuer Generationen gerecht zu werden vermag.

Drittes Handlungsprinzip ist die „Orientierung am Lebensnotwendigen“ als die Bereitstellung des zum Leben Notwendigen für alle Menschen (ebenda). Dieses Prinzip orientiert sich nicht an einem asketischen Existenzminimum, sondern wird als Ansatz einer Ökonomie des guten Lebens aufgefaßt. Wird der Fokus der Ökonomie nicht auf das für den Gewinn, sondern auf das für das Leben bzw. das gute Leben Notwendige gerichtet, so verschiebt sich zugleich die Zielperspektive des Wirtschaftens selbst.

Eine Ökonomie, in der eine suffiziente Orientierung Platz haben könnte, müßte sich von einigen ihrer Voraussetzungen verabschieden oder diese zumindest relativieren:

- An die Stelle der Prämisse unendlicher Bedürfnisse bei gleichzeitiger Knappheit können Denkmuster treten, die kontextbezogenes und reflektiertes Handeln zulassen sowie Grenzen akzeptieren.
- Anstelle des Zwangs zur Konkurrenz im freien Wettbewerb können kooperative Formen des Miteinander-Wirtschaftens in den Denkhorizont rücken, die zugleich soziale, kulturelle und ökologische Verantwortung wirtschaftlichen Handelns zulassen.
- An die Stelle qualitätsblinden Wachstumsstrebens, welche die Steigerung des Brutto-sozialproduktes mit guten bzw. besseren Lebensverhältnissen gleichsetzt, könnte die Frage nach den Qualitäten menschlichen Wohlbefindens und Zusammenlebens treten.

6. Jenseits des Individuums – was kann Suffizienz im sozialen Raum bedeuten?

Wird Suffizienz nicht länger nur auf individuell richtiges und sich selbst begrenzendes Verhalten bezogen, sondern wird Suffizienz mit dem sozialen Raum in Verbindung gebracht, so zeigt sich, daß sie im Widerspruch zu moderner Vergesellschaftung steht. Wenn, wie in der politischen Philosophie von Thomas Hobbes, aber auch in der klassischen Argumentation von Adam Smith angelegt, Vergesellschaftung stattfindet, indem individuell egoistisches Vorteilsstreben staatlich beherrscht wird oder aber sich durch die unsichtbare Hand auf wundersame Weise in allgemeinen Wohlstand verwandelt, so hat Suffizienz keinen Platz.

In das vorhandene Denkgebäude politischen und ökonomischen Denkens ließe sich Suffizienz nur integrieren, wenn sie in der privaten Sphäre angesiedelt wird, die von der durch Eigennutz und Autonomie gekennzeichneten öffentlichen Sphäre abgespalten ist. Dort, zu Hause, wo Fürsorglichkeit und Mitgefühl wohnen, dort ist Raum für Suffizienz – und dort ist sie zugleich ins Abseits gebannt bzw. kann als Sozialprinzip weder gefaßt, noch wirksam werden. Daher kann Suffizienz nicht einfach eine politische Dimension im vorhandenen Denk- und Machtgefüge erhalten – sondern dieses selbst müßte sich verändern.

Eine solche Veränderung läßt sich mit einigen Gedanken von Ivan Illich beschreiben, die nicht einfach, aber erhellend sind. Ein „Recht auf Suffizienz“, wie es oben (siehe S. 31) skizziert ist, müßte mit einem „Recht auf Gemeinheit“ einhergehen. Nun wird mit Gemeinheit heute assoziiert, sie sei „unheilig, gewöhnlich, alltäglich, roh und niederträchtig“ (Illich 1982, 7). Aber damit sind wir der neuzeitlichen Begriffsumdeutung schon auf den Leim gegangen. Bis ins frühe siebzehnte Jahrhundert hinein betraf das Wort Gemeinheit die Nutzungsrechte an einem gemeinsamen Gut und ihre Subjekte. Es bedeutet den Anspruch der Gemeinde oder Gemeinschaft auf die ihr eigene Art der Umweltnutzung (ebenda). Nun verwundert nicht, daß die Bedeutung von Gemeinheit sich in dem Moment wandelt, wo der Besitzindividualismus in der Marktgesellschaft das politische Philosophieren prägt, und wo auch die Gemeingüter, wo die Commons und die Allmende, zunehmend individuell besessen werden.

Ein Recht auf „Gemeinheit“ würde mit Blick auf Suffizienz bedeuten, daß der Lebensunterhalt auch gemeinschaftlich erwirtschaftet werden kann und die damit verbundene

Nutzung der Umwelt sehr verschiedene – an die jeweils konkrete Umwelt gebundene – Formen annehmen kann.

Dieses Recht ist nicht zu vereinbaren mit dem Zwang, durch den Erwerb von immer mehr Geld und immer mehr Gütern die eigene Existenz leidlich abzusichern.

Die gemeine Dimension der Politik, mit der einem solchen Zwang entgegengewirkt werden könnte, nennt Ivan Illich „vernakulär“ (1982, 111). Es handelt sich um ein lateinisches Wort, das in Rom viele Jahrhunderte benutzt wurde, um selbsterzeugte, hausgemachte, gemeinsam hergestellte Werte zu bezeichnen, die ein Mensch schätzen und verteidigen kann, obwohl er sie weder auf dem Markt kauft noch verkauft. Mit dem Begriff „vernakulär“ bezieht sich Ivan Illich auf das Wesen menschlicher Befriedigung. Sein Gesellschaftsideal ist gerade nicht das Bild einer Menschheit, zusammengesetzt aus Individuen, deren jedes sich von Grenznutzererwägungen leiten läßt (S. 101). Sondern er hat das Bild einer modernen Gesellschaft die auf Subsistenztätigkeit beruht. In einer solchen Gesellschaft gilt Waren- und Industrieproduktion nur insofern als wertvoll, als sie entweder Hilfsquelle oder Instrument für Subsistenztätigkeiten ist.

Das Gesellschaftsbild von subsistenz-wirtschaftenden, jedoch mit modernen und gebrauchswertorientierten Werkzeugen ausgestatteten Menschen, stellt Ivan Illich zufolge zugleich einen gesellschaftlichen Versuch dar: Die formale Wirtschaftssphäre wieder in eine bewußt gewählte, begrenzte Kulturmatrix einzubinden, in der es Menschen Befriedigung bereitet, Dinge zum unmittelbaren Gebrauch herzustellen (S. 102).

Solcherart Wieder-Einbindung der formalen Wirtschaftssphäre entspräche einer Politik der „Selbstbegrenzung“ (Illich 1980). Geschieht dies nicht, sondern widersetzen sich lediglich individuell Menschen den Prinzipien des Wachstums, so wären sie, selbst wenn sie eine Mehrheit wären, doch nur eine neue Schattenmehrheit:

„Wird die Bevölkerung verleitet, eine Begrenzung der industriellen Produktion zu akzeptieren, ohne die Grundstruktur der Industriegesellschaft in Frage zu stellen, so würde sie zwangsläufig den Bürokraten, die das Wachstum qualifizieren, mehr Macht geben und sich ihnen ausliefern.“ (S. 185)

Eine im Privaten praktizierte Suffizienz würde einer an wirtschaftlichem Wachstum orientierten Politik eher Vorschub leisten als sie in Frage stellen.

7. Suffizienz und gutes Leben

Gut wäre, wenn es nun abschließend eindeutig zuginge; wenn eine klare Vorstellung dessen, was ein suffizientes und gutes Leben im politischen Kontext sei, das Schlußlicht der Reflexionen zur Suffizienz als politischer Angelegenheit wäre. Allein, dies ist nicht möglich; ja es wäre sogar naiv und gefährlich. Suffizienz als politische Angelegenheit zu betrachten, sieht sich folgendem Dilemma gegenüber:

Suffizienz muß zur politischen Angelegenheit werden, weil das ohnmächtig-suffiziente Verhalten einzelner die Wachstumsgesellschaft nur reproduziert, wenn nicht stärkt.

Eine Errungenschaft von Aufklärung und Moderne ist jedoch, Politik und Moral zu trennen. Diese Trennung ist problematisch. Sie unreflektiert preiszugeben hieße aber,

politischer Willkür Tür und Tor zu öffnen. Im Namen der Moral sind schon viele Menschen verbrannt, geköpft, gesteinigt oder anders hingerichtet worden. So gesehen stellt es eine Erleichterung und einen emanzipatorischen Schritt dar, Politik und Moral zu trennen und die „sittliche Lebensform“ jedem einzelnen zu überlassen.

Einen möglichen Ausweg aus diesem Dilemma stellt die Argumentation von Martha Nussbaum dar, die auf einem guten Leben als politischer Angelegenheit im aristotelischen Sinne besteht.

Sie setzt an mit der Kritik einer Politik, die sich einer festgelegten Theorie des Menschen und des menschlich Guten enthalten zu müssen meint. Zwar geschieht dies in der Absicht, die als autonom gedachten Individuen zu schützen und nicht in ihre Privatsphäre einzugreifen – es hat aber problematische Konsequenzen. Mit der Preisgabe jeder normativen Darstellung menschlichen Wesens wird alles dem Spiel der freien Kräfte überlassen – in einer Weltsituation, in der diese sich auf das Leben der Armen, der Frauen und der Minderheiten kaum wohltätig auswirken (1998, 206). Gerade dadurch also, daß die Politik sich der Bewertung enthält, um die autonomen Individuen zu schützen, überläßt sie diese dem Spiel von freien Kräften und zementiert damit den politischen Status Quo.

Martha Nussbaum faßt in ihrem Ansatz das gute Leben als eine politische Angelegenheit auf. Als Aristotelikerin hebt sie hervor, daß die Entscheidung von Menschen keine rein spontane ist, die unabhängig von materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen gedeiht. Wenn man sich um die Autonomie des Individuums kümmert, dann muß man sich auch um die übrige Lebensform kümmern, von der sie gestützt wird; außerdem gilt es, die materiellen Bedingungen einzubeziehen, da sie es mit ermöglichen, diese Lebensform zu leben (ebenda, 218). Die Rolle der Politik ist dabei vor allem eine ermöglichende:

„Gewisse grundlegende und zentrale menschliche Begabungen haben einen Anspruch darauf, entwickelt zu werden, und erheben diesen Anspruch auch anderen gegenüber, besonders gegenüber der Regierung, wie Aristoteles erkannte.“ (ebenda, S. 221)

Aus der Forderung des politischen Ermöglichens leitet Martha Nussbaum ein „Bedürfnis nach Essentialismus in der Politik“ ab. Sie betont, daß das Bruttosozialprodukt als Maßstab für Lebensqualität völlig unzureichend sei, ja nicht einmal die Ressourcenverteilung berücksichtigen würde. Zu Qualitäten wie Freiheit, Gesundheit und Bildung wird von einer neoklassischen Ökonomie, welche im Vorhandensein von Geld und Ressourcen die einzige Determinante für Lebensqualität sieht, keine Stellung bezogen. Auch Verfahren, die Lebensqualität im Sinne der Nützlichkeit messen und subjektive Zufriedenheiten – etwa die mit dem eigenen Gesundheitszustand oder mit dem Bildungsstand – abfragen, seien unzureichend.

Vielmehr sollte der Bezugspunkt nicht im Überfluß, im Nutzen oder in den Ressourcen liegen, sondern in den menschlichen Fähigkeiten (ebenda, 224). Dabei sei darauf zu achten, daß die Freiheit der einen die anderen nicht unter die Schwelle ihrer Fähigkeiten zwingt, weil beispielsweise die Fähigkeiten von Frauen oft im Rahmen der Männerfreiheit beschnitten würden (ebenda, 225).

Vor dem Hintergrund dieser Argumentation lassen sich innerhalb der Reflexionen zur Suffizienz als politischer Angelegenheit drei – vorläufige – Schlußfolgerungen ziehen.

1. Eine politische Dimension von Suffizienz liegt darin, suffizientes Handeln als grundlegende menschliche Fähigkeit und Begabung anzuerkennen. Damit ist zugleich ausgesagt, daß das Menschenbild nicht länger in den Rahmen des nutzenmaximierenden homo oeconomicus oder in den Rahmen des vernünftig-autonomen Individualbesitzers gebannt werden kann.
2. Ein Recht auf Suffizienz ist ebenso wie das Recht auf Gemeinheit nur zu verwirklichen, wenn die formale Wirtschaftssphäre wieder in eine bewußt gewählte, begrenzte Kulturmatrix eingebunden wird. Dies bedeutet auch, daß sich die Beziehung zwischen Wirtschaft und Politik verändern muß und über wirtschaftliche Prozesse wie Ziele demokratisch verhandelt werden kann.
3. Wird Suffizienz als politische Angelegenheit aufgefaßt, so wäre Aufgabe von Politik, suffiziente Lebensformen zu ermöglichen (nicht: sie zu verordnen oder zu erzwingen). Damit müßte jedoch Politik zugleich in der Lage sein, ihre eigenen Denkvoraussetzungen und Vorgehensweisen kritisch zu reflektieren. Mit den ungesellig-besitzindividualisierten Menschen innerhalb eines politischen Gefüges, das in erster und machiavellischer Linie mit dem Überlebensinteresse der eigenen Macht befaßt ist, ist kein suffizient orientierter Staat zu machen. Damit ist zugleich an einen „unverzichtbaren Kern von Politik“ erinnert, der nicht länger das Unpolitische, das Handeln individueller Vorteilsstreber, zum politischen Prinzip macht (siehe auch „Politikbegriffe“, Lexikon der Politik, Bd. 1, 453–458).

Aus meinen Darlegungen folgt für die Suffizienzforschung, daß sie sich dem vorhandenen, nicht dem qua Appell und Einsicht zu erzeugenden, Suffizienzpotential zuwendet:

Menschen haben die Fähigkeit zur Suffizienz. Wie erzählen sie von sich aus ihre Erfahrungen damit, von etwas nichts oder weniger haben zu wollen? Mit welchen Widersprüchen sehen sie sich und ihr suffizientes Handeln im herrschenden sozio-ökonomischen Bedingungsgefüge konfrontiert? Wie würden sie eine Politik beschreiben, die Suffizienz ermöglicht – und was wären dann andere Inhalte des Politischen?

Literatur:

- Biesecker, Adelheid; Mathes, Maite; Schön, Susanne; Scurrill, Babette (Hrsg.) (2000): Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens. Bielefeld: Kleine.
- BUND & Misereor (Hrsg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser.
- Daly, Herman E. (1991): Steady-state economics. Washington: Island Press.
- Diekmann, Jochen (1999): Effizienz und Suffizienz. Ökologischer Strukturwandel als vergessene Komponente des Ressourcenverbrauchs, *Ökologisches Wirtschaften*, 25–26. München: ökom.
- Gerschlager, Caroline (1996): Konturen der Entgrenzung. Marburg: Metropolis. Hier: Die Möbiusschleife der Ökonomie. Thomas Hobbes: Knappheit als System. 17–50.
- Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.) (2002): Das Jo'burg Memo. Ökologie – Die neue Farbe der Gerechtigkeit. Berlin: Heinrich Böll Stiftung.
- Hobbes, Thomas (1980) [1651]: Leviathan. Stuttgart: Reclam.
- Huber, Joseph (1994): Nachhaltige Entwicklung durch Suffizienz, Effizienz und Konsistenz.
- Wittenberg: Der Hallesche Graureiher 94–6, Martin-Luther-Universität Halle.
- Illich, Ivan (1980): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Illich, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Lexikon der Politik (Hrsg. Nohlen, Dieter & Schultze, Rainer-Olaf) (1995): Bd. 1: Politische Theorien. Frankfurt am Main: Ausgabe der Büchergilde Gutenberg.
- Nussbaum, Martha C. (1998): Menschliches Tun und soziale Gerechtigkeit. Zur Verteidigung des aristotelischen Essentialismus. In: Holmer Steinfath (Hrsg.): Was ist ein gutes Leben?, 196–234. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sachs, Wolfgang (1993): Die vier E's, Politische Ökologie, Special, Sept.-Okt. 1993, 69–72. München: ökom.
- Scherhorn, Gerhard (1994): Die Unersättlichkeit der Bedürfnisse und der kalte Stern der Knappheit. In: Biervert, B. & Held, M. (Hrsg.): Das Naturverständnis der Ökonomik, 224–240. Frankfurt am Main: Campus.
- Schubert, Karoline (2000): Ökologische Lebensstile. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Peter Bartelmus¹

Suffizienz und Nachhaltigkeit

Definition, Messung, Strategien

Zusammenfassung

Suffizienz lässt sich im Hinblick auf operationale Konzepte des nachhaltigen Wirtschaftens als freiwilliger Verzicht auf Gewinn und Verbrauch – über vorhandene Knappheiten bei Kapital- und Konsumgütern hinaus – definieren. Entsprechend verschiedener Nachhaltigkeitskategorien kann zwischen ökologischer Suffizienz zum Auffangen von Reboundeffekten, ökonomischer Suffizienz zur Reduzierung von Restexternalitäten und sozialer Suffizienz für die Erfüllung sozialer Ziele unterschieden werden. Ein umfassendes Suffizienzkonzept im Rahmen der nachhaltigen *Entwicklung* zielt auf Änderung des Lebensstils privater Haushalte und soziale Verantwortung von Unternehmen ab. Suffizienzstrategien werden als „supplementär“ zu interventionistischen Nachhaltigkeitsstrategien angesehen. Bei drohenden ökologischen und sozialen Katastrophen ist Suffizienzpolitik als „komplementär“, also als eine notwendige Vervollständigung der Nachhaltigkeitspolitik, anzusehen.

1. Grenzen und Selbstbegrenzung in Wachstum und Entwicklung

Knappheiten in der Verfügbarkeit von primären Produktionsfaktoren beschränken künftige Bedürfnisbefriedigung, soweit sie durch Wirtschaftsaktivitäten (Produktion, Akkumulation und Konsum) erzielt werden kann. Im Gegensatz zum produzierten Anlagervermögen und Naturkapital, welche im Produktionsprozess verbraucht werden, lässt sich ein derartiger Abbau und entsprechende Reinvestition beim Humankapital (für Fertigkeiten, Wissen und Gesundheit) konzeptionell und empirisch kaum nachweisen.² Versuche, weitere soziale Bedürfnisse wie Verteilungsgerechtigkeit, gesellschaftliche Kohäsion oder Sicherheit durch den Begriff des Sozialkapitals in ein umfassendes Nachhaltigkeitskonzept einzubringen, scheitern ebenfalls an der vergleichbaren Messung und Bewertung von immateriellen Werten und Leistungen.

Nachhaltigkeit im Wirtschaftswachstum wird daher hier als die Erhaltung von produziertem und Naturkapital definiert. Ziel ist, langfristig den Pro-Kopf-Konsum von Gütern und Dienstleistungen nicht absinken zu lassen und dabei gleichzeitig die Versorgung mit natürlichen Ressourcen und die Entsorgung von Reststoffen aus dem Wirtschaftsprozess sicherzustellen.

¹ Ich danke Manfred Linz und Gerhard Scherhorn für wertvolle Anregungen und Kommentare.

² Zum einen ist die Vorstellung von Arbeit als Kapital, welches im Produktionsprozess verbraucht und entsprechend Gegenstand von Ersatzinvestition sein sollte, nicht akzeptabel, da sie bedenklich an Sklavenhandel erinnert. Zum anderen sind Verluste an Humankapital nur partiell (Arbeitszeitverluste durch Morbidität und Mortalität) nachweisbar. Auch beim Naturkapital ist darauf zu achten, dass nur der Nettoverbrauch unter Berücksichtigung der natürlichen Regeneration erfasst wird. Vgl. hierzu die Definitionen der umweltökonomischen Gesamtrechnung (Bartelmus 2001a).

Soziale und weitere immaterielle Bedürfnisse wie Gerechtigkeit, Sicherheit, Muße, Artenschutz, die nicht durch Märkte vermittelt werden, sind aber ebenfalls Knappheitsgrenzen unterworfen. Sie stehen im zeitlichen und räumlichen Wettbewerb zum konventionellen Güterverbrauch, lassen daher Opportunitätskosten³ entstehen und ihre Befriedigung kann als Ergebnis von Wirtschaften im weiten Sinne angesehen werden. Sowohl materielle als auch immaterielle Bedürfnisbefriedigung erzielt Nutzen und – als Aggregat – „Wohlfahrt“ (welfare). Die Steigerung der Wohlfahrt ist somit das Grundziel der sozio-ökonomischen *Entwicklung* einer Gesellschaft; langfristig nicht absinkende Wohlfahrt wird aus ökonomischer Theoriesicht als nachhaltige Entwicklung angesehen (Pezzey 1989).

Allerdings ist diese Definition wegen der Problematik der Nutzenaggregation nicht brauchbar für Messung und politische Entscheidungsfindung, es sei denn man überlässt es den Marktteilnehmern, alle Opportunitätskosten bei ihrer Bedürfnisbefriedigung (auch hinsichtlich von Kollektivgütern wie Umweltschutz) selbst zu berücksichtigen. Selbst dann ist davon auszugehen, dass diese Entscheidungen kurzfristiger Natur sind. Soweit also das Langfrist-Konzept der Kapitalerhaltung nicht anwendbar ist, müssen für Messung und Politik von nachhaltiger Entwicklung grenzziehende Normen gesetzt werden, welche die ökonomische Wohlfahrts- und Einkommensgewinnung beschränken. Eine *operationale Definition der nachhaltigen Entwicklung* ergibt sich somit als durch einen normativen Zulässigkeitsraum eingeschränkte Produktions-, Einkommens- und Konsummaximierung (siehe Abschnitt 2.4).

Die genannten Knappheiten und Grenzen in der Bedürfnisbefriedigung erzwingen den Verzicht auf höheren Konsum und damit zusammenhängende Wohlfahrt, bedingt durch die begrenzte Verfügbarkeit von Ressourcen und einschränkende Wirkungen sozialer Normen im Wirtschaftsprozess. *Suffizienz* wird dagegen hier definiert als ein Konzept des zusätzlichen und weitgehend freiwilligen „Sich-Begnügens“, vor allem von privaten Haushalten, aber auch von Unternehmen.⁴ Für beide ergibt sich Suffizienzverhalten als unerzwungener Verzicht auf maximalen Konsum, bzw. Profit – aus Gründen der sozialen Verantwortlichkeit oder auch anderen Motiven wie Image-Gewinn oder Antizipation von staatlicher Intervention.

Die Notwendigkeit und Möglichkeit, freiwilliges Suffizienzverhalten zusätzlich zu interventionistischen Nachhaltigkeitsstrategien herbeizuführen, ist Gegenstand dieses Papiers. Hierbei ist ein erstes Anliegen die Untersuchung der Zusammenhänge zwischen verschiedenen operationalen Konzepten der Nachhaltigkeit und Suffizienzkriterien.

³ Bei der Bereitstellung von Kollektivgütern stellen die Opportunitätskosten Einkommensverluste dar, welche aus der staatlichen Finanzierung dieser Güter entstehen. Bei privaten Haushalten ergeben sich Opportunitätskosten im weiteren Sinn aus Einkommensverzichten, bspw. auf Grund von Substitution von Arbeit durch Muße.

⁴ Suffizienz wurde ursprünglich als notwendige Ergänzung von Ökoeffizienz (verringerte Umweltbelastung pro Outputseinheit) zur Erzielung von Nachhaltigkeit eingeführt (Sachs 1995). Breitere Konzepte der Suffizienz sind in Abschnitt 2 beschrieben.

2. Suffizienz und operationale Nachhaltigkeitskonzepte

Tabelle 1 unterscheidet (in Spalte 2) zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Begrenzungen der Wirtschaftsaktivität. Aus dem Umgang mit diesen Grenzen ergeben sich operationale (im Sinne der Indikatoren in Spalte 3) Definitionen und Strategien von Nachhaltigkeit in Wachstum und Entwicklung, die an anderen Stellen ausführlicher beschrieben sind (Bartelmus 1994, 2000). Die Anwendung des Freiwilligkeitskriteriums auf die Nachhaltigkeitsstrategien der vierten Spalte ermöglicht die Ableitung von Suffizienzkriterien und -strategien in der letzten Spalte.

2.1 Ökologische Suffizienz

Ökologische Nachhaltigkeit kann operational als Dematerialisierung von Wirtschaftsaktivitäten um einen bestimmten Betrag oder „Faktor“⁵, welcher die Tragfähigkeit natürlicher Systeme sicherstellen soll, definiert werden. Damit ist der Stoffdurchsatz so weit zu senken, dass ein gleich verteilter „Umweltraum“ (Weterings & Opschoor 1992), d.h. gleicher Zugang zu begrenzten Umweltfunktionen für alle, gesichert ist. Faktor 4 fordert die Halbierung des Stoffdurchsatzes bei gleichzeitiger Verdoppelung des Wohlstands. Der Faktor stellt die wünschenswerte Abkopplung des Ressourcenverbrauchs vom – wohl als notwendig

angesehenen – Wirtschaftswachstum dar, da Wohlstand in empirischen Untersuchungen generell durch das Bruttosozialprodukt (in Maßen der Ressourcenproduktivität) ersetzt wird (Bringezu 2002). Da diese Untersuchungen in fast allen Fällen nur eine *relative* Abkopplung aufgezeigt haben, ist zu vermuten, dass Ressourcenersparnisse zu einem Großteil durch sog. „Reboundeffekte“ einer Konsumsteigerung auf Grund von Kostenersparnissen kompensiert werden.

Soweit derartige Reboundeffekte auftreten, müsste man – bspw. um das Faktor 4 Nachhaltigkeitsziel zu erreichen – nicht nur den Ressourceninput in der Produktion reduzieren sondern hätte auch bei der Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen Verzicht zu üben. Dieser zusätzliche Nachfrageverzicht zur langfristigen Erreichung eines Faktor X Standards stellt somit ein ökologisches Suffizienzkriterium für die Erzielung ökologischer Nachhaltigkeit dar. Ökologische Suffizienz ist überwiegend konsumorientiert, wobei der Konsumverzicht über die „normale“ Ersparnisbildung (zwecks künftigen Konsums) hinausgehen müsste. Damit stellt sich ein schwieriges Abgrenzungsproblem für Quantifizierungsversuche.⁶

⁵ Bekannt geworden sind insbesondere Faktor 4 (von Weizsäcker et al. 1995) und Faktor 10 für Industriestaaten (Schmidt-Bleek 1994).

⁶ Es ist durchaus möglich, dass gut gemeinte Konsumverzichte und entsprechende Sparvermögen in der Zukunft der Versuchung von weiterem Konsum unterliegen – vor allem wenn diese Vermögen der (kaum kontrollierbaren) nächsten Generation vererbt werden.

Tabelle 1: Suffizienz und Nachhaltigkeitskategorien

Nachhaltigkeitskategorien	Grenzen/Knappheiten	Nachhaltigkeitsindikatoren	Nachhaltigkeitsstrategien	Suffizienzkriterien und -strategien
ÖKOLOGISCHE NACHHALTIGKEIT	<ul style="list-style-type: none"> – Tragfähigkeit natürlicher Systeme – Faktor 4/10 für notwendige Reduktion von Materialinputs – Umweltqualitätsstandards für maximale Schadstoffemission und -konzentration 	<ul style="list-style-type: none"> – Ökologischer Fußabdruck – Globaler Materialaufwand – Materialinput und -verbrauch – Ausstoß an Emissionen und Abfällen 	<ul style="list-style-type: none"> – Dematerialisierung (Abkopplung von Wirtschaftswachstum und Stoffdurchsatz) – kritisches Naturkapital sichern 	ÖKOLOGISCHE SUFFIZIENZ: Reboundeffekte aus Dematerialisierung durch Konsumverzicht auffangen
ÖKONOMISCHE NACHHALTIGKEIT	<ul style="list-style-type: none"> Verfügbarkeit von <ul style="list-style-type: none"> – produziertem und Naturkapital – Human- und Sozialkapital? 	<ul style="list-style-type: none"> – Sach- und Umweltvermögen – Kosten des Kapitalverbrauchs – Ökosozialprodukt – Ökoinvestition 	Gesamtkapital (produziertes und Naturkapital) erhalten durch Internalisierung der Umweltkosten	ÖKONOMISCHE SUFFIZIENZ: Ökologische Restexternalitäten durch freiwillige Vereinbarungen und Verhaltensänderung reduzieren
SOZIALE NACHHALTIGKEIT	Normen/Standards der Bildung, Gesundheit, Verteilungsgerechtigkeit, Sicherheit, Armutsbeseitigung	Sozialindikatoren	Einhaltung von sozialen Normen und Zielsetzungen	SOZIALE SUFFIZIENZ: Profit- und Konsumverzicht zur Erzielung zusätzlicher sozialer Zielsetzungen
GESAMTKONZEPT NACHHALTIGE ENTWICKLUNG	Sozioökologischer Zulässigkeitsraum für ökonomisch nachhaltige Wirtschaftsaktivitäten	<ul style="list-style-type: none"> – Genuine Progress Indicator – Human Development Index – Sustainable Development Index 	<ul style="list-style-type: none"> Maximierung von Wirtschaftswachstum im normativen Zulässigkeitsraum – Lebensqualität (Wohlfahrt) 	SUFFIZIENZ IM WEITEN SINN: Neue Konsum- und Produktionsmuster durch Lebensstiländerung (Haushalte) und soziale Verantwortung (Unternehmen)

2.2 Ökonomische Suffizienz

Nachhaltigkeit im engsten ökonomischen Sinn ist bereits fester Bestand der Wirtschaftsaktivitäten – zum einen durch Reinvestition, um Kapitalverbrauch aufzufangen und damit künftige Produktion sicherzustellen, und zum anderen, wenn auch weniger formalisiert, durch vorsorgendes („prudent“) Konsumverhalten im Rahmen von Einkommengrenzen, um Verarmung zu vermeiden (Hicks 1946, 172). Hier wird ökonomische Nachhaltigkeit breiter definiert, erweitert um die Erhaltung nicht nur des produzierten sondern auch des Naturkapitals. Das Ziel ist, langfristiges Wirtschaftswachstum zu ermöglichen oder zumindest negatives Wachstum zu vermeiden, und zwar dadurch, dass

- entweder der Gesamtwert des produzierten und Naturkapitals (und somit deren Leistungen) erhalten bleibt – entsprechend dem auf Substitution von Produktionsfaktoren beruhenden schwachen Nachhaltigkeitsprinzip
- oder die Erhaltung von kritischem (nicht-substituierbarem) Naturkapital (O'Connor 2000) zusätzlich sichergestellt wird – entsprechend dem starken, Komplementaritäten von Produktionsfaktoren berücksichtigenden Nachhaltigkeitsprinzip.

Marktinstrumente wie Öko-Steuern, Subventionsabbau oder Emissionshandel sind das Mittel, das schwache Nachhaltigkeitsprinzip durch Internalisierung der – externen – Kosten des Naturkapitalverbrauchs (Ressourcenabbau und Verluste an Umweltqualität) in die Budgetplanung von Unternehmen und Haushalten einzubringen. In Abwägung aller Kosten und Nutzen soll der Markt im Idealfall ein Optimum – gemessen an den Präferenzen der Wirtschaftsakteure – an Produktion, Konsum und Umweltnutzung erzielen. Ein derartiges Optimum lässt folglich eine gewisse Umweltbelastung zu. Ferner kann man davon ausgehen, dass dieses Optimum in der Realität nicht erreicht wird und tendenziell eher eine übermäßige Umweltbelastung stattfindet. Hinzu kommt, dass die unbekannt oder ignorierten Komplementaritäten zusätzliche Umweltbelastungen durch Abbau von kritischem Naturkapital bewirken.

Diese verbleibenden Umweltbelastungen sind als „Restexternalitäten“ anzusehen, die nicht durch Marktinstrumente und andere umweltpolitische Maßnahmen erfasst wurden. Beschränkt man – aus Gründen der Abgrenzung von konsumorientierten Suffizienzverhalten (für das Auffangen von Reboundeffekten) – die Bewältigung dieser Restbelastungen auf Produktions- und Angebotsverhalten von Unternehmen, dann erhält man eine ökonomische Suffizienzdefinition als bewussten Verzicht auf Produktion und Gewinn. Gründe, wie Erwartung von Imagegewinn, Vorwegnahme künftiger staatlicher Intervention oder Vermeidung von Störaktionen durch Stakeholder, sind wohl nur teilweise ökonomisch motiviert. Zunächst einmal wird aber hier ein derartiger unternehmerischer Verzicht als ein aus der ökonomischen Internalisierungstheorie abgeleitetes ökonomisches Suffizienzverhalten definiert.

2.3 Soziale Suffizienz

Die soziale Nachhaltigkeitsdimension der Verteilungsgerechtigkeit von Wohlstand, Einkommen und Umweltbelastungen sowie der Verfügbarkeit von Human- und Sozialkapital und anderer kultureller, politischer und ethischer Werte sollte vergleichbar (untereinander und mit den anderen Dimensionen) quantifiziert werden. Mangels allgemein akzeptierter Bewertungsverfahren kann soziale Nachhaltigkeit nur durch Setzung von Normen und Standards und entsprechende Sozialindikatoren operational als die Einhaltung mehr oder weniger demokratisch gesetzter Restriktionen für die Wirtschaftstätigkeit definiert werden.

Soziale Suffizienz geht grundsätzlich über diese Anforderungen hinaus, indem sie einen freiwilligen Wertewandel postuliert, welcher weitergehende soziale Zielsetzungen und Verpflichtungen befürwortet. Ähnlich wie bei ökonomischer Suffizienz kann dieser Wertewandel zu einem Einkommens- und Konsumverzicht der Wirtschaftsakteure führen. Allerdings zielt dieser Verzicht auf soziale Belange ab, welche möglicherweise die nicht-ökonomische Lebensqualität verbessern.

Soziale Suffizienz, ebenso wie soziale Nachhaltigkeit, dürfte als schwer zu quantifizierendes gesellschaftlich-normatives Konzept zumindest bis auf Weiteres eher den Charakter eines Merkpostens haben. Das Ausmaß der notwendigen Konsumbeschränkung für die Vermeidung von Verlusten an Lebensqualität⁷ durch Überkonsum ist im Beitrag von Scherhorn als physiologisches Ungleichgewicht, welches die „Weisheit des Körpers

⁷ Als Ziel einer „qualitativen“ Entwicklung wird häufig die Maximierung von Lebensqualität angeführt – ein schwammiges Konzept, welches mit Hilfe kontroverser Indizes (siehe Tabelle 1, letzte Zeile und Bartelmus 2001b, 22) operationalisiert werden soll. Grundsätzlich schließt dieses Konzept eine verbesserte Umweltqualität mit ein, geht also im Prinzip über die sozialen Aspekte hinaus.

überspielt“, beschrieben. Die Möglichkeit, mit Hilfe derartiger physiologischer Kriterien ein gesellschaftliches Suffizienzkonzept zu messen und zu fördern, stellt ein wichtiges Forschungsanliegen dar.

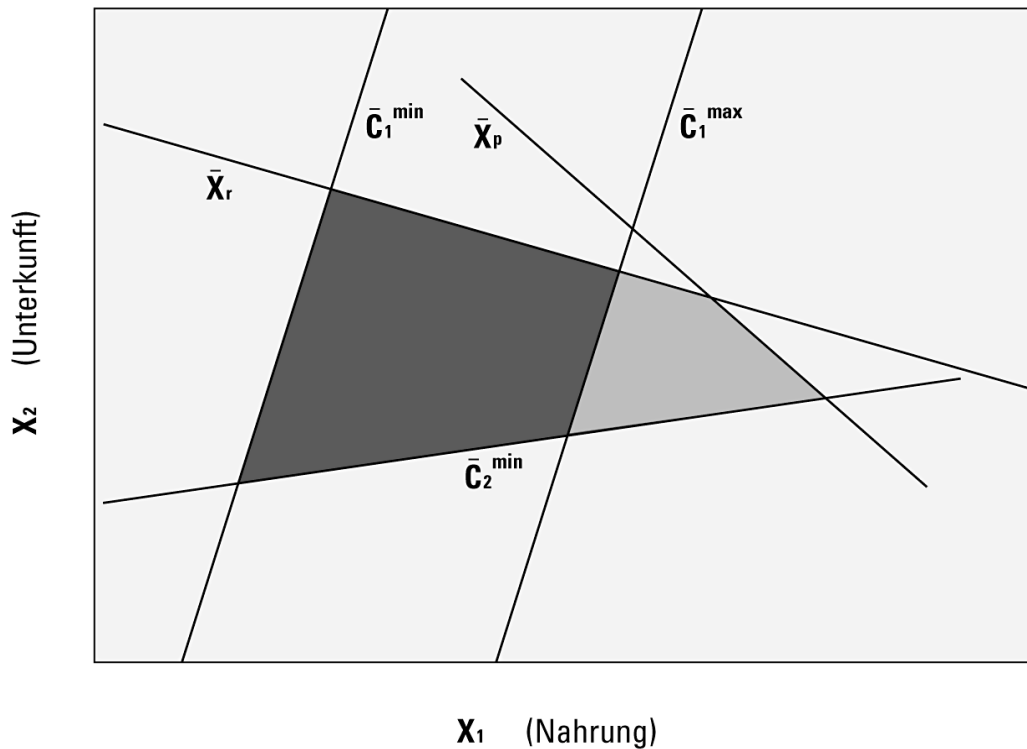
2.4 Suffizienz für nachhaltige Entwicklung

Bei dem integrativen Konzept der nachhaltigen Entwicklung geht es um die Verschmelzung der verschiedenen Nachhaltigkeitsdimensionen und -politiken. Die Verknüpfung von sozialen und ökologischen Normen mit ökonomischer (positivistischer) Theorie kann grundsätzlich transparent mittels Restriktionen für Wirtschaftsaktivitäten durchgeführt werden. Die unsichtbare Hand des Marktes wird damit durch die sichtbaren Hände der Standardsetzer in ihrer Reichweite eingeschränkt. Abbildung 1 illustriert dies an einem einfachen, linearen Modell der Aktivitätsanalyse für eine Wirtschaft, die zwei Grundbedürfnisse, Nahrung X_1 und Unterkunft X_2 , befriedigt und Mindestbedürfnisse \bar{C}_1 und \bar{C}_2 sowie maximale Verfügbarkeit für eine natürliche Ressource \bar{X}_r und maximale Emission eines Schadstoffs \bar{X}_p festlegt. Minimal- und Maximalrestriktionen definieren den (schattierten) Zulässigkeitsraum für nachhaltiges (Umweltkosten berücksichtigendes) Wirtschaftswachstum. Soziale Ziele wären als zusätzliche Restriktionen für Produktion und Konsum zu formulieren, um bspw. Verteilungsgerechtigkeit über Suffizienz und Umverteilung zu erzielen. Nachhaltige Entwicklung kann dann als ökoeffizientes Wachstum definiert werden, welches soziale und ökologische Normen/Grenzen respektiert (Bartelmus 1994, 73).

Suffizienz im nachhaltigen Entwicklungsmodell (Suffizienz im weiten Sinn) erhält wie dieses Modell selbst einen überwiegend normativen Charakter. Sie lässt sich als Verzicht auf Produktion und Konsum – über die vorherrschenden und beherrschenden Normen hinaus – durch veränderte Produktions- und Konsummuster definieren. Motiviert ist dieser Verzicht durch die Suche nach neuen Lebensstilen in privaten Haushalten und soziale und ökologische Verantwortlichkeit von Unternehmen. Die entsprechenden Konsum- und Produktionsverzichte würden sich in Abbildung 1 in zusätzlichen maximalen Konsumrestriktionen und vertikalen, bzw. horizontalen Produktionsrestriktionen für die beiden Güter ausdrücken. Wie die Abbildung zeigt, könnte Beschränkung des Konsums von X_1 auf \bar{C}_1^{\max} die maximal tolerierbare Emissionsgrenze \bar{X}_p in der Tat unterlaufen.

Für die Operationalisierung des Beitrags von Suffizienz zur nachhaltigen Entwicklung, also für die Messung und Umsetzung integrierter, ökonomischer, ökologischer und sozialer Suffizienz und damit zu erzielender verbesserter Lebensqualität oder Wohlfahrt sind klare Vorgaben hinsichtlich der einschränkenden Zielsetzungen erforderlich. Zumindest stellt das Modell aber klar, dass der Zulässigkeitsraum für Wirtschaftsaktivitäten nicht nur durch Interventionspolitik sondern auch durch freiwilliges Verhalten der Wirtschaftsakteure verändert werden kann.

Abbildung 1: Zulässigkeitsraum für nachhaltige Entwicklung



Quelle: Bartelmus (1994), 74.

3. Suffizienzstrategien und -instrumente

Nicht-Nachhaltigkeit im Wirtschaftsprozess wurde als das Überschreiten von Grenzen in der Verfügbarkeit von produziertem und Naturkapital sowie in sozialen Errungenschaften und Werten definiert. Grundsätzlich bieten sich drei Möglichkeiten an, mit diesen Grenzen umzugehen, nämlich sie zu

- ignorieren – den Markt gewähren lassen
- unterlaufen – nach Ökoeffizienz suchen
- versetzen – Suffizienz üben.

Im Folgenden werden diese Optionen hinsichtlich der Umsetzung von Suffizienzstrategien untersucht, mit Hinweisen auf die Anwendung einiger Politikinstrumente.⁸

⁸ Hierbei wäre auch die Brauchbarkeit dieser u.a. Instrumente auf verschiedenen Akteursebenen – Mikro-Meso-Makro-Ebene, lokal, national, international/global – zu ermitteln, was aber aus Suffizienzgründen künftigen Arbeiten überlassen werden muss.

3.1 Grenzen ignorieren: Der Markt wird's schon schaffen

Neuere Versuche, Laissez-faire-Ökonomik für die Beziehungen zwischen Umwelt und Wirtschaft heranzuziehen, bedienen sich der Environmental Kuznets Curve (EKC) Hypothese.⁹ Die EKC-Hypothese unterstellt eine automatische Verbesserung der Umweltqualität mit wachsendem Wohlstand (Pro-Kopf-Einkommen), bedingt möglicherweise durch die Ablösung von Industrialisierung durch die – dematerialisierte – Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft. Bei Akzeptanz der Hypothese besteht offensichtlich keine Notwendigkeit, zusätzlich Suffizienz zu üben, zumindest für die Reboundeffekte, da die Marktbewertung von knappen Umweltleistungen und kollektive Entscheidungen im Umweltschutz bei maximalem Wohlstand bereits für ausreichenden Verzicht durch die Wirtschaftsakteure sorgt.

Allerdings konnte die EKC-Hypothese nur für ausgewählte Schadstoffe nachgewiesen werden (Perrings 1998; siehe auch die Sonderausgabe von *Ecological Economics* 25/2, 1998). Nichtstun und Verlassen auf EKC-Effekte sieht daher sehr nach einem Verschieben der Umweltprobleme auf andere Regionen und Generationen aus. Während künftige Generationen nichts dagegen unternehmen können, ist bei den betroffenen Staaten mit Abwehrreaktionen wie Umweltflucht und politische Nutzung von Ressourcenbeständen, aber auch mit Gegenreaktionen wie militärische Intervention zur Sicherung von Ressourcenzufuhr, zu rechnen. Derartige Erwartungen liefern Argumente für die folgenden Nachhaltigkeits- und Suffizienzstrategien.

3.2 Grenzen unterlaufen: Die Technik wird's schon schaffen

Grundsätzlich können die Grenzen der Verfügbarkeit von Umweltleistungen durch neue ökoeffiziente Produktionsverfahren und Produkte¹⁰ „unterlaufen“ werden. In Abbildung 1 würden ressourcensparende und umweltschonende Technologien den Verlauf von \bar{X}_T und \bar{X}_P verändern und könnten damit ein den gegebenen Zulässigkeitsraum überschreitendes Wirtschaften in einen veränderten Zulässigkeitsraum einpassen. Marktinstrumente der Umweltkosteninternalisierung entmutigen umweltschädliche Produktions- und Konsummuster und ermutigen damit indirekt die Suche nach neuen Technologien. Subventionen können dagegen direkt umweltfreundliche Innovationen fördern. Derartige Aktivitäten stellen noch kein Suffizienzverhalten dar, da sie durch staatliche Intervention und fiskalische Anreize und nicht durch freiwilligen, individuellen Verzicht auf Output und Konsum erzielt werden. Es besteht aber durchaus die Möglichkeit, dass individuelle und kollektive Suffizienzziele zusätzlich Innovation im Produktdesign, im Umgang mit Produkten und bei Produktionsverfahren anregen. Zumindest dürfte die Suffizienzmotivation die Akzeptanz von Ökoeffizienzstrategien verbessern. Der primäre Auslöser von Suffizienz ist aber in diesen Fällen nicht die Suche nach technologischen Lösungen sondern neue Grenz-/Zielsetzung für Suffizienzverhalten.

⁹ Benannt nach der Korrelationsanalyse von Kuznets (1955), wonach der Zusammenhang zwischen dem Niveau und der Verteilung von Einkommen durch ein umgekehrtes „U“ (∩) dargestellt werden kann.

¹⁰ „Konsistente“ Produktionsmuster (Huber 1995), die symbiotisch natürliche Produktionsprozesse in den Wirtschaftsablauf zu integrieren suchen, können als ein spezifischer Ansatz technologie- und angebotsorientierter Ökoeffizienz angesehen werden.

3.3 Grenzen selbst setzen: Nur Suffizienz kann's schaffen

Zur Rechtfertigung und Erzielung von Suffizienz verbleibt somit nur die eigene Grenzsetzung – über staatliche Normen und Gesetze (Rahmenbedingungen) hinaus, motiviert und unterstützt durch Überzeugungsarbeit von denjenigen, die für Suffizienz eintreten. Das können Nicht-Regierungsorganisationen u.a. Gruppen der zivilen Gesellschaft aber auch staatliche Institutionen der Kultur- und Bildungspolitik sein. Die Instrumente ihrer Überzeugungsarbeit setzen an folgenden Motivationen zum Verzicht an:

- langfristiges Geschäftsinteresse: Image-Gewinn (Loyalität von Angestellten und Kunden), Vorwegnahme künftiger Umweltschutzpolitik (Regulierung und Marktintervention), Verringerungen von Umweltrisiken, Verhinderung von Störaktionen durch Stakeholder
- Abwendung künftiger Umweltbelastungen angesichts vermutlicher Unfähigkeit oder Unwilligkeit der Politik
- Erzielung von höherer Lebensqualität durch Genügsamkeit, Zeitgewinn und bessere Umwelt
- Ethik: Solidarität mit unterentwickelten Ländern, künftigen Generationen und gefährdeten Arten.¹¹

Freiwillige Übereinkünfte von Unternehmen, Verantwortung für ökologische und soziale Auswirkungen ihrer Aktivitäten auf Dritte zu übernehmen, dienen grundsätzlich (auch wenn anders proklamiert) der Gewinn- und Marktmachtsicherung. Kritische Verlustsituationen dürften schnell zur Aufgabe dieser „weichen“ Verpflichtungen führen. Bis dahin können aber Instrumente der Informationsvermittlung (über ökologische und soziale externe Effekte), des Appells an soziales Verhalten, bis hin zu Boykottierung durch Stakeholder-Verbände wirkungsvoll eingesetzt werden.

Die Drohung mit der Umweltkatastrophe und daraus resultierenden demografischen, sozialen, politischen und militärischen „Entwicklungen“ kann durchaus umweltfreundliches Verhalten bei Konsumenten erwirken. Damit würden die oben definierten ökologischen und ökonomischen Suffizienzkriterien zum Zuge kommen. Falls sich aber die Katastrophen nicht kurzfristig einstellen oder zumindest an Plausibilität gewinnen, muss mit Rückfall in alte Konsummentalitäten und Rückgriff auf Wohlstandsmaximierung gerechnet werden. Implizit, und häufig auch explizit (als Rechtfertigung) formuliert, ist Gefahr und Drohung vor allem in den normativen Forderungen der ökologischen Ökonomen nach erhöhten Nachhaltigkeitsstandards wie Faktor 10 (Schmidt-Bleek 1994) oder generell nach qualitativer Entwicklung (Daly 1996, Prugh et al. 1999) enthalten.

Wohl durchaus vergleichbar mit den Himmel-Hölle-Strategien der meisten Religionen ergibt sich als Alternative zur Drohung das Versprechen der Belohnung von Konsumverzicht durch erhöhte Lebensqualität (allerdings schon auf dieser Welt). Für die Erzielung derartiger Suffizienz können die Bilder vom „guten Leben“ (Scherhorn 1994) durch Information (Eco-labelling, Nachhaltigkeitsindikatoren, Umweltrechnungen), Kommunikation (runde Tische, Internet-Foren) und Erziehung vermittelt werden. Das Risiko des Übereifers und Brainwashing sollte hierbei nicht übersehen werden.

Insgesamt stellt sich die Frage, ob Suffizienz inhaltlich und instrumental ein Komplement oder Supplement der Nachhaltigkeitsanalyse darstellt. Wenn wir das Katastrophenmodell

¹¹ Letztere könne als unsere Lebensgefährten („our life companions“, Mueller-Dombois et al. 1983) angesehen werden.

ernst nehmen, stellt sich Suffizienz in der Tat als notwendige Vervollständigung (Komplement) der staatlichen Nachhaltigkeitspolitik dar.

Andererseits dürfte die Übernahme von sozialen Verantwortlichkeiten vor allem durch Unternehmen eher supplementär, also unterstützend zu Markt- und Regulierungsstrategien, wirken. Dies trifft auch auf das Bild vom guten Leben zu, welches durch Genügsamkeit zu erreichen sei. Derartige Änderungen des Lebensstils sind aber nicht als unabdingbarer Bestandteil einer umfassenden Nachhaltigkeitspolitik anzusehen. Sie können zwar die Nachhaltigkeitspolitik unterstützen, aber das Lebensqualitätsargument ist im Nachhaltigkeitszusammenhang deutlich schwächer als die Drohung mit der Umwelt- oder auch sozialen/politischen Katastrophe.

Literaturverzeichnis

- Bartelmus, P. (1994): *Environment, Growth and Development, the Concepts and Strategies of Sustainability*. London, New York: Routledge.
- Bartelmus, P. (2000): Economic growth, wealth and sustainable development. In: Kreibisch, R. & Simonis, U.E. (Hrsg.): *Global Change – Globaler Wandel*. Berlin: Berlin Verlag, Arno Spitz.
- Bartelmus, P. (2001a): ‚Accounting for sustainability: greening the national accounts‘. In: Tolba, M. K. (ed.): *Our Fragile World, Challenges and Opportunities for Sustainable Development, Forerunner to the Encyclopedia of Life Support Systems, Vol. II*. Oxford: EOLSS Publishers.
- Bartelmus, P. (2001b): Zur Rolle neuer Indikatoren in Nachhaltigkeitsmessung und -analyse. In: Bartelmus, P. (Hrsg.): *Wohlstand entschleiern – über Geld, Lebensqualität und Zukunftsfähigkeit*. Stuttgart, Leipzig: Hirzel.
- Bringezu, S. (2002): *Aspects of Sustainable Resource Management in the European Union*. Wuppertal Papers No. 121. Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie.
- Daly, H.E. (1996): *Beyond Growth*. Boston: Beacon Press.
- Ecological Economics* (1998), Sonderausgabe 25/2.
- Hicks, J.R. (1946): *Value and Capital* (2nd edn). Oxford: Oxford University Press.
- Huber, J. (1995): Nachhaltige Entwicklung durch Suffizienz, Effizienz und Konsistenz. In: Fritz, P.; Huber, J.; Levi, H.W. (Hrsg.): *Nachhaltigkeit in naturwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart: Hirzel.
- Kuznets, S. (1955): ‚Economic growth and income inequality‘, *American Economic Review* 45, 1–28.
- O’Connor, M. (2000): *Natural Capital. Environmental Valuation in Europe*, Policy Research Brief No. 3, Cambridge Research for the Environment.
- Mueller-Dombois, D.; Kartaniwata, K.; Handley, L.L. (1983): Conservation of species and habitat: major responsibility in development planning. In: Carpenter, R.A. (ed.): *Natural Systems for Development: What Planners Need to Know*. New York: Macmillan.
- Perrings, C. (1998): ‚Income, consumption and human development: environmental linkages‘. In: UNDP (ed.): *Consumption for Human Development*. New York: UNDP.
- Pezzey, J. (1989): *Economic Analysis of Sustainable Growth and Sustainable Development*, Environment Department Working Paper No. 15. Washington, D.C.: The World Bank.
- Prugh, T. et al. (1999): *Natural Capital and Human Economic Survival*. Boca Raton and others: Lewis Publishers.
- Sachs, W. (1995): From efficiency to sufficiency, *Resurgence* 171, 6–8.
- Scherhorn, G. (1994): Die Unersättlichkeit der Bedürfnisse und der kalte Stern der Knappheit. In: Bierwert, B. & Held, M. (Hrsg.): *Das Naturverständnis der Ökonomik, Beiträge zur Ethikdebatte in den Wirtschaftswissenschaften*. Frankfurt: Campus.
- Schmidt-Bleek, F. (1994): *Wieviel Umwelt braucht der Mensch? MIPS, das Maß für ökologisches Wirtschaften*. Berlin, Basel und Boston: Birkhäuser.
- Von Weizsäcker, E.U.; Lovins, A.B.; Lovins, L.H. (1995): *Faktor 4, Doppelter Wohlstand halbiertes Naturverbrauch*. München: Droemer Knauer.
- Weterings, R. & Opschoor, P.H. (1992): *The Ecocapacity as a Challenge to Sustainable Development*. Rijswijk: Netherlands Advisory Council for Research on Nature and Environment (RMNO).

Wolfgang Sachs

Die zwei Gesichter der Ressourcenproduktivität

Zusammenfassung:

Ressourcenproduktivität ist zu einem Schlüsselkonzept für den Übergang zur Nachhaltigkeit geworden. Doch dieses Konzept wird in der Umweltpolitikforschung nur in einer verkürzten Bedeutung gebraucht: Produktivität wird weitgehend nur im Sinne von „Effizienz“ (formelle P.) verstanden, während die weitergehende Bedeutung als „Neuschöpfung“ (substantielle P.) ausgeblendet bleibt. Untersuchungen zur Öko-Suffizienz – im Gegenzug zur Öko-Effizienz – beschäftigen sich mit substantieller Ressourcenproduktivität: sie fragen welche Arten von Wohlstand einem verringerten Volumen an Ressourcen abgewonnen werden können.

In den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich die Aufmerksamkeit der Umweltpolitiker und –forscher verschoben: sie definieren Umweltpolitik nicht mehr in erster Linie als Reinhaltung von Wasser, Luft und Boden, sondern als Rückbau des Gesamtvolumens an Naturressourcen, die den Stoffwechsel zwischen Wirtschaft und Biosphäre ausmachen. Für diesen Themenwechsel im Umweltdiskurs von der Output- zur Inputseite, vom Schadstoff zum Stofffluss, vom Entsorgen zum Vorsorgen, vom Umweltschutz zur Nachhaltigkeit, hat das Wuppertal Institut bekanntlich eine Vorreiterrolle gespielt (z.B. Schmidt-Bleek 1994). Im Lichte dieser Perspektive wird das Ziel ökologischer Nachhaltigkeit – was jedenfalls die Industrieländer anlangt – reformuliert als die Fähigkeit, Wohlstand mit einer fortdauernd abnehmenden Menge an natürlichen Ressourcen zu schaffen. Doch angesichts der Tatsache, dass die Herstellung von Gütern und Diensten nach wie vor weitgehend dem Konzept der Durchfluss-Ökonomie folgt, wo enorme Mengen an natürlichen Inputs über kurz oder lang in enorme Mengen festen, flüssigen oder gasförmigen Abfalls umgewandelt werden, dürfte eine Verbrauchsminde- rung in großem Maßstab kaum ohne eine schrittweise Neuerfindung grundlegender Produktions- und Konsumstrukturen zu haben sein. Mit anderen Worten, wer die Wertschöpfung vom Ressourcendurchsatz unabhängiger machen will, ist gut beraten, eine breit angelegte und langfristige Dematerialisierung der Wirtschaft ins Auge zu fassen. Nicht mehr eine saubere, sondern eine schlanke Ökonomie gibt in dieser Perspektive den utopische Horizont ab.

Es war vor diesem Hintergrund, dass „Erhöhung der Ressourcenproduktivität“ zum Generalimperativ für den Übergang zu einer ressourcen-leichten Ökonomie aufgestiegen ist. Das Konzept der Ressourcenproduktivität führt dabei die beiden Ambitionen, welche in der Idee der Nachhaltigkeit enthalten sind, zu einer Formel zusammen: es fordert einen beträchtlichen Rückbau im Ressourcenverbrauch und unterstellt gleichzeitig wirtschaftliches Gelingen. Kein Wunder daher, dass Umweltfreunde nah und fern sich mit dem Konzept verheiratet haben; es bietet sich als Kompass an, um ressourcenräuberische Ökonomie- nien sowohl natur- wie auch sozialverträglich zu gestalten. Allerdings vernachlässigen die meisten Ausarbeitungen, die ganze Breite des Konzepts zu würdigen. Sie geben sich stattdessen mit einem enggeführten, ökonomistischen Verständnis von Ressourcen-

produktivität zufrieden. Es ist deshalb geboten, den Bedeutungsreichtum des Konzepts ein Stück weit auszuloten und Orientierungspunkte für ein nicht-reduktionistisches Verständnis von Nachhaltigkeit vorzulegen.

Produktivität als Fülle

Analogien stecken manchmal ein Licht auf. Um den Zusammenhang zwischen Grenzen und Kreativität zu illustrieren, nutzte Paul Hawken (1993) – in seiner *The Ecology of Commerce* – Analogien, die einen überraschenden Blick auf die Eigenart produktiven Handelns freigeben: „Wenn unser Wirtschaftssystem innerhalb von Grenzen operieren muss, weil es nur einen Teil des größeren Natursystems darstellt, dann sind diese Grenzen nicht einschränkender als eine weiße Leinwand für Cézanne, eine Flöte für Jean-Pierre Rampal, oder auch ein Baumstamm für einen Grünspecht.“ (Hawken 1993, 35). Cézanne wie auch Rampal können ohne Zweifel als außerordentliche Künstler gelten, doch ihre Produktivität ist von eigener Art; sie lässt sich schwerlich als optimalen Mittelallokation begreifen.

In der Tat hätten Denker im ausgehenden 18. Jahrhundert einen Künstler wie Cézanne als Modell für Produktivität angesehen. Insbesondere Kant und Goethe betrachteten ein Kunstwerk als das Ergebnis der Schöpferkraft eines Genies; sie nannten diese Kraft „produktiv“ (Hentschel 1984, König 1989). Sie lagen damit im Strom der Zeit, denn das Wort „Produktivität“ war in den Jahrzehnten vor 1800 weit in Umlauf gekommen. Indem freilich Kant und Goethe die produktive Kraft im Menschen verorteten, brachen sie mit jener ehrwürdigen Tradition, welche allein der Natur das Vermögen der Produktion zuschrieb. Denn bis zu dieser Zeitschwelle war es selbstverständlich gewesen, die Quelle der Produktivität in der Fähigkeit der Natur zu lokalisieren, Leben zu erzeugen. In der Auffassung der Physiokraten, dass Natur die alleinige Quelle von Wert sei, hatte diese Ansicht ihren Höhepunkt gefunden. Für Jahrhunderte waren so die Rollen stabil verteilt: Gott galt als der Schöpfer, die Natur als die Erzeugerin und der Mensch als Verarbeiter (Robert 1992). Doch diese hergebrachte Arbeitsteilung löste sich um 1800 herum auf und der Mensch rückte in die Position ein, welche bislang die Natur innehatte: die Quelle der Produktion zu sein. Während die Philosophen große Stücke von den schöpferischen Fähigkeiten des Menschen hielten, waren die klassischen Ökonomen jener Epoche von der Fähigkeit des Menschen beeindruckt, Neues herzustellen. Die Denker der aufsteigenden Marktökonomie stuften die Natur zur Ressource und Gott zur Vorsehung herab, während sie den Menschen-als-Arbeiter zum Hervorbringer von Reichtum erhoben. So verschieden alle diese Ansichten waren, sie kamen freilich in einer Auffassung überein: Dass Produktivität an der Qualität von Ergebnissen abzulesen sei. Was sie vereinte, war ein substantieller Begriff von Produktivität.

Ein solcher Begriff von Produktivität rührt von der Bewunderung für ein Produktionsergebnis. Es wird eine Kraft als produktiv bezeichnet, weil sie ein Ergebnis hervorzubringen in der Lage ist, dem hohe Wertschätzung zukommt. So bringen die Natur Leben, der Arbeiter Reichtum und der Künstler Werke hervor. Oder wie der *Duden* definiert, „produktiv“ heißt – erstens – ergiebig, viel hervorbringend, oder – zweitens – leistungsstark, schöpferisch, fruchtbar zu sein (Duden 1994, 1116). Offenbar werden Ergebnisse der Natur, der Arbeit oder der Kunst dann als produktiv angesehen, wenn sie dem Reichtum der Welt etwas hinzufügen, den Reigen der Möglichkeiten erweitern, wohingegen jene Ergebnisse als unproduktiv betrachtet werden, die bestenfalls den

Bestand der Welt erhalten. Ergiebigkeit, Fülle und Nutzen, das sind die Bedeutungen, welche der substantielle Begriff von Produktivität umschließt. Es ist in diesem Sinne, dass wir in der Umgangssprache heute etwa von der Produktivität eines Schriftstellers oder einer landwirtschaftlichen Fläche sprechen.

Produktivität als Effizienz

Doch seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wird der substantielle Begriff der Produktivität vom formellen Begriff der Produktivität überlagert. Diese Unterscheidung ist von dem Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi entlehnt, der darauf Wert legte, die formelle Bedeutung des Adjektivs ‚wirtschaftlich‘ von seiner substantiellen Bedeutung zu trennen: „Die erste Bedeutung, die formelle, ergibt sich aus der logischen Natur des Ziel-Mittel-Verhältnisses, so wie in ‚wirtschaftlicher handeln‘. In dieser Bedeutung wurzelt die Knappheitsdefinition von ‚wirtschaftlich‘. Die zweite Bedeutung, die substantielle, rührt von dem elementaren Sachverhalt, dass Menschen wie alle anderen Lebewesen keine längere Zeit ohne eine physische Umwelt, die sie erhält, existieren können. Darin gründet die substantielle Bedeutung von ‚wirtschaftlich‘ (Polanyi 1977, 19). Die Fährte Polanyi’s aufnehmend, lässt sich der Begriff der Produktivität in ähnlicher Weise untersuchen. In seiner formellen Bedeutung sieht er von der Qualität von Ergebnissen ab und rückt stattdessen das Verhältnis zwischen Mittel und Ziele in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Vor allem in der Betriebswirtschaftslehre wird das Konzept genutzt, um den einen wirksamen Einsatz von Arbeit, Zeit, Material und Anlagen zur Erzeugung eines gegebenen Outputs sicherzustellen. Es erlaubt Betriebsanalytikern das Verhältnis von verschiedenen Inputs zum Output mathematisch auszudrücken; daher steht mit diesem Konzept ein machtvolleres Mittel zur Verfügung, um die Allokation von Ressourcen zu optimieren. Obwohl im heutigen Sprachgebrauch die formelle Bedeutung vorherrscht, hat sie doch erst um 1900 gegenüber der substantiellen Bedeutung die Oberhand gewonnen. Bis dahin war der Produktivitätsbegriff nicht von einem Werturteil über die Ergebnisse einer Aktivität zu trennen, aber dann wurde er, jeder qualitativer Bedeutung entkleidet, zum Quotienten von Input zu Output verkürzt (Hentschel 1984, 24). Natürlich geschah diese Verschiebung nicht zufällig, sondern sie war Teil eines umfassenderen Übergangs im ökonomischen Denken, der aus der Wirtschaftswissenschaft eine bloße Lehre vom besten Mitteleinsatz werden ließ.

Der blinde Fleck der Öko-Effizienz

Im letzten Jahrzehnt haben einige Vordenker der Umweltpolitik den formellen Begriff der Produktivität übernommen mit dem Ziel, Umweltpolitik in den Horizont wirtschaftlicher Rationalität zu ziehen und operationalisierbar zu machen (z.B. Schmidheiny 1992; Fussler 1996; Weizsäcker & Seiler-Hausmann 1999). Von diesem Standpunkt aus erscheinen Ökonomie und Ökologie miteinander vereinbar, ja beide Ziele gleichzeitig zu verfolgen, verspricht ein Positivsummenspiel zu werden. In der Tat, es war diese konzeptuelle Innovation, welche dem Umweltschutz den Weg ins herrschenden Denken gebahnt hat. Der Ansatz gründet in dem Bestreben, eine gemeinsame Schnittmenge zwischen wirtschaftlichen und ökologischen Effizienzstrategien zu finden und damit auf betrieblicher Ebene eine Konstellation zu schaffen, wo es sich auszahlt, den Ressourcenaufwand

zurückzubauen. Strategien der Öko-Effizienz konzentrieren sich gewöhnlich auf das Design der Produkte, um deren Lebensdauer und Rezyklierbarkeit voranzubringen, dann auf den Produktionsprozess, um Energie- und Stoffflüsse zu verringern, sowie schließlich auf die Unternehmensstrategie, um den Verkauf von Hardware zugunsten des Verkaufs von Dienstleistungen zurückzufahren. Wenn eine neue Generation von ressourcensparender Technologien darüberhinaus bislang unbekanntes Potentiale an Ressourcenproduktivität erschließt, dann, so die Hoffnung, bräuchte einem nachhaltigen Kapitalismus nichts mehr im Wege zu stehen.

Die Faszination der Öko-Effizienz rührt von den zahllosen Beispielen – durchgeführt oder noch auf dem Reißbrett –, die vor Augen führen, was alles möglich wäre, wenn die Macht der Gewohnheit der Macht der Innovation weichen würde. Doch auch der Irrtum der Öko-Effizienz geht auf dieselbe Einsicht zurück. Denn die zahllosen Beispiele der Öko-Effizienz summieren sich nicht zu einem drastisch reduzierten, gesellschaftsweiten Volumen des Ressourcenverbrauchs – worin aber genau das Ziel eines Faktor 4/10 Ansatzes liegt. Allzu leicht verwechseln die Enthusiasten der Effizienz die Mikroebene mit der Makroebene und schließen von beeindruckenden Einzelbeispielen auf eine abnehmende Ressourcenintensität der Wirtschaft in ihrer Gesamtheit. Aber noch so viele Fälle von Ressourcenersparnis auf der Mikroebene übersetzen sich im Zeitverlauf keineswegs automatisch in Ressourcenersparnis auf der Makroebene – wenigstens nicht, so lange die Wirtschaft von Dynamik und Expansion bestimmt ist. Es lassen sich drei Arten von Effekte unterscheiden, welche die Minderung des spezifischen Ressourcenverbrauchs auf der Makroebene konterkarieren.

Rebound-Effekte

Rebound-Effekte sind die direkte Folge von Effizienzgewinnen. Wenn etwa eine Heizanlage brennstoff- und kosteneffizienter genutzt wird, kann darin ein Anreiz liegen, mehr Wärme zu erzeugen, weil eine größeres Volumen nunmehr zu einem gegebenen Preis zu haben ist. Oder beim Mobiltelefon: der geringerer Aufwand für den einzelnen Anruf führt zur Zunahme der Gesamtkontakte. Oder der Papierverbrauch ist angewachsen, eben deshalb, weil es leichter wurde, Dokumente auszudrucken oder zu kopieren; nie wurde soviel Papier verbraucht wie im „papierlosen Büro“. In all diesen Fällen hatte die Verbesserung des Wirkungsgrads eine paradoxe Folge: sie führte zu einem Anstieg des Gesamtressourcenverbrauchs. Besonders unter Wettbewerbsbedingungen lädt jeder Effizienzgewinn – gleichgültig ob es sich um einen ökonomischen, ökologischen oder zeitlichen Gewinn handelt – die Wirtschaftsakteure ein, was da an Kapital, Ressourcen oder Zeit eingespart wurde, wieder in eine Expansion an Leistung zu verwandeln. Billigere Preise ermuntern die Menschen, mehr zu kaufen, schnellerer Transport veranlasst sie, weiter zu reisen, und höhere Rezyklierungsraten erleichtern eine Steigerung des Outputs. In der Wirtschaftsgeschichte führten gerade die aus technischen Effizienzgewinnen gezogenen wirtschaftlichen Vorteile zu einem Anstieg des allgemeinen Ressourcenflusses (Wackernagel & Rees 1997, 19). Der Motor, welcher für Jahrzehnte Konkurrenz und Wachstum angetrieben hat, trägt den Namen Effizienz. Gewiss, Effizienzgewinne können im Prinzip auch in mehr Qualität oder in weniger Inputs umgesetzt werden, doch unter Konkurrenzdruck macht sich immer die Neigung geltend, auf Expansionskurs zu gehen.

Mengen-Effekte

Mengen-Effekte stellen sich ein, wenn die Nachfrage nach einem öko-effizienten Produkt steigt. Alle Rebound-Effekte sind auch Mengen-Effekte, aber nicht alle Mengen-Effekte sind Rebound-Effekte. Denn die Nachfrage kann unabhängig von einer Zunahme spezifischer Effizienz wachsen. Im Ergebnis freilich unterscheiden sich die beiden Effekte nicht: wenn von weniger mehr verlangt wird, verringert sich der Spareffekt oder verschwindet gar. Autos zum Beispiel sind heutzutage sparsamer im Treibstoffverbrauch als vor zwanzig Jahren, jedoch hat ihre Zunahme an Zahl, Größe, Leistungsstärke sowie an Fahrkilometer jenen Effizienzgewinn schon lange aufgefressen. Allenthalben sind ähnliche Prozesse am Werk: Papiererzeugung wurde viel effizienter im Wasserverbrauch, dennoch ist der Verbrauch nicht zurückgegangen, weil das Produktionsvolumen stieg. Heizenergieverbrauch geht trotz höherer thermischer Effizienz nicht entsprechend zurück, da auch die Wohnfläche pro Kopf zunimmt. Personalcomputers verbrauchen weniger Ressourcen als die alten *mainframe computers*, aber dieser Gewinn verflüchtigt sich angesichts der Tatsache, dass die Anzahl der Computer um einen Faktor von 10.000 gestiegen ist.

Wachstums-Effekte

Wachstums-Effekte gehen schließlich auf die Expansionstendenzen der Wirtschaft insgesamt zurück. Ungeachtet spezifischer Ressourceneffizienz können sowohl Expansion wie Intensivierung der Wirtschaft zu wachsenden Mengen an Output führen. Beispiel: eine neue Generation von Kleingeräten in den Haushalten. Es mögen Waschmaschinen und Kühlschränke in den letzten Jahren sparsamer im Stromverbrauch geworden sein, doch eine neue Expansionsstufe, die Videorecorder, schnurlose Telefone, Großbildschirme und stand-by Funktionen für den Fernbetrieb ins Haus bringt, zehrt diese Gewinne wieder auf. Auch großflächige Trends wie die wirtschaftliche Globalisierung zeigen ähnlich zwiespältige Effekte: während offene Grenzen die Verbreitung effizienter Technologien wie Kraftwerke oder elektronische Verfahrenstechnik begünstigen, treiben sie hingegen ebenfalls die Expansion aller Art von öffentlichem und privaten Konsum voran. Kurz gesagt, immer wenn in einer Zeitspanne die Summe der Wachstumseffekte die Summe der Effizienzgewinne übersteigt, wird die Belastung der Biosphäre unweigerlich zunehmen.

Es ist freilich unstrittig, dass ein Übergang zur Nachhaltigkeit einen drastischen Rückbau des absoluten Niveau der Stoffflüsse verlangt. Aus diesem Grund sind Aussagen über relative Öko-Effizienz auf der Mikroebene nur beschränkt belangvoll, solange sie nicht mit Aussagen über absolute Mengen auf der Makroebene verbunden werden. Denn es gibt keine logische Verknüpfung zwischen Aussagen über relative Effizienz und Aussagen über absolute Größe. Es sind aber letztere, auf die es am Ende ankommt (Daly 1991). Aus diesem Blickwinkel kommt 100 effizienten *Maruti* Autos in Indien keine höhere ökologische Dignität zu als 25 verschwenderischen, alten *Ambassador* Wagen. In der Tat scheint es ein wiederkehrendes Muster ökonomischer Entwicklung zu sein zu sein, dass die ökologische Effizienz der gesamten Wirtschaft zurückgeht, während die spezifische Ressourceneffizienz steigt. Wenn aber ein absoluter Anstieg in Ressourcenverbrauch mit einer relativen Verbesserung einhergeht, ist ökologisch nicht viel gewonnen.

Effizienz und Suffizienz

Aus diesem Grunde muss die Perspektive der Öko-Effizienz, wenn sie ihren Sinn behalten soll, in einer Perspektive der Öko-Suffizienz eingebettet sein. Die Frage „Wie viel ist genug?“ lässt sich nicht vermeiden. Den Übergang zur einer nachhaltigen Wirtschaft kann man sich von daher nur zweigleisig vorstellen: auf der einen Seite braucht es eine Neuerung der technischen Mittel, auf der anderen aber eine kluge Mäßigung der Leistungserwartungen. Ohne einen solchen zweigleisigen Ansatz wird die Expansionsdynamik den Erfolg gesteigerter Ressourceneffizienz wegschütten. Obendrein wird der Weg zur Nachhaltigkeit durch einen zweigleisigen Ansatz leichter, weil der Druck zur weiteren Effizienzfortschritten, die auf Dauer immer schwieriger und teurer werden, abgemildert würde, falls gewisse Niveaus an Öko-Suffizienz sozial akzeptiert sind.

Freilich ist eine solche Schlussfolgerung nicht weiter erstaunlich, wenn man davon ausgeht, dass die menschliche Geschichte sich ko-evolutionär vorwärts bewegt (Norgaard 1994). Denn in einer ko-evolutionären Sicht entwickeln sich sozio-kulturelle Formen in Wechselbeziehung mit technischen Formen, wie auch technische Formen in Wechselbeziehung mit sozio-kulturellen Formen. Wer also eine technische Infrastruktur im Blick hat, welche mit um einen Faktor 4/10 reduzierten Ressourcenflüssen auskommt, tut gut daran, auch eine entsprechende Evolution der Institutionen und kulturellen Formen ins Auge zu fassen. Schließlich gehen alle Ansätze einer ökologischen Ökonomik von der Grundhypothese aus, dass es eine angemessene physische Größe des Wirtschaftssystem gibt, jenseits derer das Natursystem – und in der Folge auch das Wirtschaftssystem, das von ihm abhängt – in gefährliche Turbulenzen kommt. Was für die physische Größe des Wirtschaftssystem gilt, kann freilich nicht ohne Folgen für die soziale Größe des Wirtschaftssystem bleiben: so wie ein neues Gleichgewicht zwischen Wirtschaftssystem und natürlicher Welt zu finden ist, ist auch ein neues Gleichgewicht zwischen dem Wirtschaftssystem und der sozialen Welt zu finden. Es ist schwer vorstellbar, dass physische Obergrenzen im Ressourcenfluss einer Wirtschaft eingehalten werden können, ohne soziale Grenzen für die Expansion des Wirtschaftssystem in Betracht zu ziehen.

Einem Hinweis von Leopold Kohr folgend (Kohr 1978), kann man versuchen, die soziale Größe einer Ökonomie in verschiedenen Dimensionen abzubilden. Offensichtlich hängt sie zunächst von der Bevölkerung ab, welche die Zahl der regulären Teilnehmer am Wirtschaftsgeschehen festlegt. Sodann aber spielt der Kommerzialisierungsgrad einer Gesellschaft eine Rolle, welcher angibt, wie weit soziale Tätigkeiten und Funktionen über Geldaustausch gewährleistet werden. Besonders wichtig sind dabei die Unterdimensionen „Arbeit“ und „Konsum“, weil sowohl das Ausmaß, zu dem Arbeit in bezahlte Berufstätigkeit aufgeht, wie auch das Ausmaß, zu dem Bedürfnisse über Warenkauf befriedigt werden, historisch und kulturell variieren. Darüber hinaus hat die soziale Größe einer Ökonomie mit der Umschlagsgeschwindigkeit und den Umschlagsentfernungen zu tun; je schneller und je weiträumiger die Zirkulation von Waren und Personen vor sich geht, desto mehr wächst eine Wirtschaft an sozialer Größe.

Schon auf den ersten Blick ist zu sehen, dass in vielen dieser Dimensionen – Bevölkerungszahl, Reichweite, Geschwindigkeit, Geografie – die Größe der Ökonomie mit dem Einsatz fossiler Stoffe explodiert ist. Die Umwandlung von Stoffen von geologisch hohem Organisationsgrad und niedriger Entropie wie Kohle, Öl, Eisen, Magnesium etc. erlaubte der Wirtschaft, ihre Systemgrenzen weit in die Gesellschaft hinauszuschieben, ein Vorgang, der heute – am Ende der fossilen Epoche – neu in Frage gestellt werden muss. Denn es ist zweifelhaft, ob die im Zeitalter des Hochressourcenverbrauchs

eingeführten Leistungserwartungen auch im Zeitalter des Niederressourcenverbrauchs bestehen bleiben können. Vielmehr liegt die suchende Annahme einer Öko-Suffizienz-Forschung darin, dass eine ressourcen-leichte Wirtschaft besser beraten ist, sich auf mittlere Niveaus an Output-Leistung einzustellen. Ihr Forschungsfeld wäre somit eine Wirtschaft des rechten Maßes – ihre Begründung, ihre Bedingungen und ihr Umriss. Einige Kernthemen einer Öko-Suffizienz-Forschung ergeben sich aus der Analyse des fossil verursachten „Übermaßes“ in den verschiedenen Dimensionen wie Kommerzialisierung von Arbeit und Konsum, Geschwindigkeit und Geografie. Als Kontrast dazu wird eine solche Forschung, wie schon anderweitig angedeutet (Sachs 2002, 197–216), Leitbilder wie das der Tätigkeitsgesellschaft, des leichten Konsums, der Entschleunigung und der Regionalisierung ausarbeiten und eine entsprechende soziale Praxis begleiten.

Substantielle Ressourcenproduktivität

Vor diesem Hintergrund wird das Konzept der „Produktivität als Fülle“ wichtig. Denn in Frage steht da – wie erinnerlich – die Qualität eines Ergebnisses und nicht die Effizienz seiner Erstellung. Auch Ressourcenproduktivität kennt zwei Gesichter: auf der einen Seite geht es darum, den ökonomischen Output von Ressourcenflüssen abzukoppeln, auf der anderen Seite hingegen darum, Wohlstand von ökonomischem Output abzukoppeln. Schließlich ist ja nicht Output an sich, sondern der Wohlstand der Menschen das Ziel der Wirtschaft. So kann Ressourcenproduktivität im substantiellen Sinne als konzeptuelles Werkzeug dienen, um das Verhältnis zwischen Wohlstand und dem Output an Gütern und Diensten zu untersuchen. Eine solche Betrachtung verlangt allerdings eine Debatte über Werte und Institutionen und weniger eine Debatte über Technik. Denn im Zentrum steht die Erörterung, welche Produktivität wirtschaftliche Leistungen im Hinblick auf Gebrauchswert, Wohllleben, Gerechtigkeit, Schönheit oder kulturellem Sinn an den Tag legen. Da wird es dann um Fragen gehen wie: Steigert sich die Lebensqualität mit hohem Ressourcendurchsatz? Unter welchen Umständen kann weniger mehr sein? Noch mal anders gesagt, wer die formelle Ressourcenproduktivität steigern möchte, wird sich auf die Verbesserung von Mittel und deren Einsatz konzentrieren (Öko-Effizienz). Wem hingegen die substantielle Ressourcenproduktivität am Herzen liegt, wird darauf zielen, mehr Wohlstandsqualität aus einem geringeren Satz von Ressourcen zu schöpfen (Öko-Suffizienz). Mit anderen Worten, während es beim ersten Ansatz darum geht, die Dinge richtig zu tun, kommt es beim zweiten darauf an, die richtigen Dinge zu tun.

Was freilich „die richtigen Dinge“ sind, lässt sich nicht objektiv ermitteln; weder können sie empirisch vorgefunden noch können sie intersubjektiv unbestreitbar definiert werden. Es gibt keinen Weg, in objektivistischer Manier über Bedürfnisse oder Ideale, Geschmack oder Weisheit, Interessen oder Verdrängungen, Geschichte oder Zukunft, Ängste oder Utopien zu sprechen; das ist vielmehr der Stoff, aus dem Ethik und Politik gemacht sind. An diesem Punkt werden – neben Natur- und Ingenieurwissenschaft – die Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften sich in die Debatte um Ressourcenproduktivität einschalten müssen. Denn es kommt nicht nur darauf an, Technologien umzubauen, sondern auch jene Großnarrative anders zu erzählen, in denen die Menschen – einschließlich der Entscheidungsträger – sich auslegen und einen Sinn sehen. Da reicht es nicht aus, um die Unterscheidung Dilthey's zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aufzunehmen, Wirkungszusammenhänge zu erklären, sondern da gilt es, Bedeutungszusammenhänge zu verstehen. Wem es auf technischen Erfolg ankommt, der kann sich mit der Darlegung objektiver Fakten begnügen; wer allerdings auf Einsicht aus ist, der wird von der gelebten

und erlebten Wahrheit der Menschen her argumentieren müssen. Was Menschen treibt und orientiert, hat mit Macht oder mit Kultur oder mit Moral zu tun; diese Erfahrungsbestände zu erhellen, zu kritisieren und umzubilden, dazu tragen die Geistes- und Kulturwissenschaften ihr Scherflein bei.

Anders wird man kaum Antworten auf die Schlüsselfrage im Übergang zur Nachhaltigkeit näher kommen: Kann es eine Produktivität von Grenzen geben? Die Debatte um Ökosuffizienz dreht sich um beides, um die multiplen Grenzen der fossilen wie auch um die Chancen einer nachfossilen Wirtschaftsweise. Denn Grenzen eignet oftmals eine doppelte Qualität: sie beschränken und ermöglichen zugleich. Cézanne etwa – um den Vergleich noch mal aufzunehmen – war durch die vorgegebene Leinwandfläche beschränkt, aber diese Beschränkung wirkte gleichzeitig als die Bedingung der Möglichkeit für große Malerei. Und der Vergleich lässt sich weiter treiben: So wie der Maler mit wenigen, doch hinreichenden Mitteln ergreifende Bilder hervorgebracht hat, so wird die nachfossile Gesellschaft, Formen des gelungenen Lebens erfinden müssen, für die weniger Mittel sich als hinreichend erweisen. Sie wird nicht so sehr an der Öko-Effizienz immer neuer Technologien gemessen werden, sondern an der Zivilisationsqualität, die sie aus beschränkten Mitteln hervorzubringen weiß. Doch zum Glück für Personen wie für Gesellschaften, Grenzen sind auch – wie bei Cézanne abzulesen ist – die Voraussetzung, ja die Initialzündung für schöpferische Leistung. Genau darin liegt ihre Produktivität.

Literatur

- Daly, Herman (1991): Elements of environmental macroeconomics. In: Costanza, R. (ed): Ecological economics. The science and management of sustainability. New York: Columbia University Press.
- Duden (1994): Das große Fremdwörterbuch. Mannheim: Dudenverlag.
- Fussler, Claude (1997): Driving eco-innovation. London: Pitman.
- Hawken, Paul (1993): The ecology of commerce. New York: Harper.
- Hentschel, Volker (1984): Produktion, Produktivität. In: Brunner, O. et al. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Vol. 5. Stuttgart: Klett.
- König, Rudolf (1989): Produktion, Produktivität. In: Ritter, J. & Gründer, K. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Vol.7. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kohr, Leopold (1978): The Overdeveloped Nations. New York: Simon & Schuster.
- Norgaard, Richard (1994): Development betrayed. The end of progress and a coevolutionary revisioning of the future. London: Routledge.
- Polanyi, Karl (1977): The two meanings of *economic*. In: Polanyi, K.: The livelihood of man. London: Academic Press.
- Robert, Jean (1992): Production. In: Sachs, W. (ed): The development dictionary. A guide to knowledge as power. London: Zed Books, 177–191.
- Sachs, Wolfgang (2002): Nach uns die Zukunft. Der globale Konflikt um Gerechtigkeit und Ökologie. Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Schmidheiny, Stephen (1992): Changing course. A global business perspective on development and the environment. Cambridge: MIT Press.
- Schmidt-Bleek, Friedrich (1994): Wieviel Umwelt braucht der Mensch?. Berlin-Basel: Birkhäuser.
- Wackernagel, Matthis & Rees, William (1997): Perceptual and structural barriers to investing in natural capital: Economics from an ecological footprint perspective, *Ecological Economics*, 20, 3–24.
- Weizsäcker, Ernst U. & Seiler-Hausmann, Jan-Dirk (Hrsg.) (1999): Ökoeffizienz. Management der Zukunft. Berlin: Birkhäuser.

Peter Henicke

Effizienz und Suffizienz in einem System nachhaltiger Energienutzung

Zusammenfassung:

Rationelle Energieumwandlung und -nutzung sowie erneuerbare Energien sind die beiden grundlegenden technischen Säulen eines zukunftsfähigen Energiesystems. Dies ist unbestritten und wird von den Langfristszenarien der Energie-Enquete-Kommission (2002) erneut bestätigt. Kontrovers ist jedoch, ob der damit unterstellte forcierte technische Strukturwandel für Nachhaltigkeit und Klimaschutz ausreicht und unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen er überhaupt eine Realisierungschance hat. Dies ist nicht nur eine Frage der Ökonomie, sondern insbesondere auch eine Frage des Wohlstandsverständnisses, des Lebensstils und des Wertewandels. Diese „Suffizienzfragen“ werden im Anschluss an Arbeiten der Energie-Enquete-Kommissionen mit der Szenarienanalyse des technischen Strukturwandel verbunden.

1. Vorbemerkung und Abgrenzungen

Gestützt auf Arbeiten der Energie-Enquete-Kommission¹ zur nachhaltigen Energienutzung werden in diesem Beitrag Fragen der „Suffizienz“ (und teilweise auch der „Konsistenz“) mit technisch-ökonomisch orientierten „Effizienz“-Szenarien verbunden. „Suffizienz“ ist energiepolitischen Diskurs bisher ein Randthema, das in der wissenschaftlichen Politikberatung oft ausgeklammert wird, weil es scheinbar nicht „anschlussfähig“ ist.

Daher wird nachfolgend an dem in der Energiediskussion üblichen Begriff der „Verhaltensänderung“ angeknüpft. Die Enquete-Kommissionen zu Klima und Energie stellten sich die Frage, welches Energiesparpotenzial über die technischen Mittel der Effizienzsteigerung hinaus „durch Verhaltensänderungen“ erschlossen werden kann. Dahinter steht die hier ebenfalls vertretene These, dass sinnvolle Verhaltensänderungen zusätzliche Energiesparpotenziale erschließen helfen und nicht etwa Hindernisse auf dem Weg zur Nachhaltigkeit darstellen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass ambitionierte Langfristziele eines nachhaltigen Energiesystems (wie z.B. weit reichende CO₂-Reduktion, Ausstieg aus der Atomenergie) mit technisch-wirtschaftlichen Maßnahmen allein nicht erreichbar sind, sondern erhebliche „Verhaltensänderungen“ von Individuen, Akteursgruppen und Institutionen voraussetzen. Dies gilt vor allem im internationalen Maßstab, wenn Fragen der Risikominimierung des Weltenergieeinsatzes, des Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstums und mehr

¹ Die Energie Enquete-Kommission hat sich in ihrem Abschlussbericht mit den „vom Verhalten und Lebensstil abhängigen Potenzialen einer nachhaltigen Energienutzung“ beschäftigt. (Vgl. Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2002a).

Verteilungsgerechtigkeit zwischen Klassen, Nationen und Generationen berücksichtigt werden.

Nachhaltige Energieszenarien und -strategien können daher nicht ohne die Behandlung von „Suffizienzfragen“ und die Analyse der gesellschaftlichen Umsetzungsbedingungen auskommen. Technische Energieeffizienzsteigerung und forcierte Markteinführung der erneuerbaren Energien sind für den Aufbau eines nachhaltigen Energiesystems notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen. Die *Realisierbarkeit einer Nachhaltigkeitsstrategie* hängt insofern auch davon ab, inwieweit bei Umsetzungsmaßnahmen verhaltenssteuernde bzw. Suffizienzpolitiken einbezogen werden können. Die Implementierung technischer Potentiale (wie sie in quantifizierten Szenarien vorausgesetzt wird) darf jedoch nicht unkritisch mit der komplexen und sensiblen Frage nach der Steuerbarkeit von suffizientem Verhalten verknüpft werden.

„Suffizienz“ meint in diesem Zusammenhang nicht, dass unzumutbare Verzicht und Opfer die unabdingbaren Voraussetzungen und damit letztlich auch die nur schwer überwindbaren Hindernisse für ein langfristig nachhaltiges Energiesystem darstellen. Eher im Gegenteil: Mit steigendem Pro-Kopf-Einkommen, qualitativem Wachstum von Produktion und dematerialisiertem Konsum (Stichwort: Trend zur Tertiarisierung) erweitert sich auch *das Potenzial* für suffizientere Konsum- und Lebensformen. Damit hat prinzipiell eine freiwillige und auf mehr Lebensqualität bezogene „Selbstbegrenzung“ (vgl. den Beitrag von M. Linz) eine Realisierungschance. Zur breiten Umsetzung dieses Potenzials bedarf es allerdings innovativer zivilgesellschaftlicher und politischer Rahmenbedingungen und sozialpsychologischer Verstärkungen bzw. Rückkoppelungen, deren gesellschaftlich akzeptiertes „Design“ noch eine Vielzahl von Forschungsfragen aufwerfen.

Im Gegensatz zur verkürzten Perspektive des individualisierten Endverbrauchers und Homo Oeconomicus wird hier – im Zusammenhang mit einem langfristig nachhaltigen Energiesystem - der Begriff „Verhalten“ weiter gefasst und mit der Suffizienzkatgorie verbunden:

- „Verhalten“ bezieht sich *erstens* auf energiesparorientierte Entscheidungen und Nutzungsmuster von Individuen und von Gruppen in *allen Sektoren und allen energie-relevanten Anwendungen*. Insofern wird auch das „Verhalten“ von Akteuren in Unternehmen sowie in staatlichen Einrichtungen einbezogen werden. Es gibt zum Beispiel eine wachsende Literatur zur „Verantwortlichkeit“ („responsibility“) von Unternehmen², bei denen offenbar – trotz „objektiver“ Kapitalverwertungs- und Konkurrenzzwänge – ein ausschöpfungsfähiger Spielraum für alternatives (auch „nachhaltigeres“) „Verhalten der Unternehmen“ (Management und Beschäftigte) vorausgesetzt wird.
- Bei einem Zeithorizont von fünf Dekaden (1990–2050), wie er von den Langfrist-szenarien der EK abgebildet wird, kann *zweitens* davon ausgegangen werden, dass *Konsumpräferenzen, Lebensstile und Wertsysteme sich bereits im Trend* erheblich verändern und generell – auch im Sinne nachhaltiger Verhaltens- und Konsummuster – durch Politik, Medien und Werte prägende Gruppen mitgestaltbar und beeinflussbar sind.
- Als *verhaltensbedingt im engeren Sinne* sollen hier *drittens* Energiespar- bzw. Emissionsminderungspotenziale bezeichnet werden, wenn es – bei gegebenen Präferenzstrukturen sowie technischen und infrastrukturellen Voraussetzungen – für eine Energieeinsparung (bzw. eine emissionsarme oder -freie Energienutzung) in der

² Vgl. die Publikationen der WBCSD (www.wbcd.ch) sowie zuletzt den Plan of Implementation der WSSD vom 5. September 2002 (www.johannesburgsummit.org).

Anschaffungs- und Nutzungsphase allein vom individuellen bzw. aktorsgruppen-spezifischen Verhalten abhängt, ob sie genutzt werden oder nicht. Diese Potenziale sind prinzipiell quantifizierbar und in einigen Bereichen relativ genau erfasst³. Darüber hinaus macht es Sinn, dieses verhaltensbedingte Potenzial *im engeren Sinn* (bei gegebener Präferenzstruktur) von einem Potenzial *in erweitertem Sinne* (Änderung von Lebensstilen und Wertsystemen) zu unterscheiden. Vor allem dieses erweiterte Verständnis wird nachfolgend mit dem Begriff „Suffizienz“ angesprochen.

- Für die Entwicklung eines nachhaltigen Energiesystems sind *viertens* auch jene Verhaltenspotenziale von Bedeutung, die sich auf *Qualitätsänderungen* beim Angebot und bei der Nachfrage nach Energiedienstleistungen beziehen, ohne dass damit unmittelbar Energiespareffekte verbunden sein müssen. Dies kann z.B. der Kauf bzw. die eigenverantwortliche Erzeugung von „grünem“ Strom aus erneuerbaren Energien sein bzw. das Angebot innovativer umweltverträglicherer Formen der Bereitstellung von Energiedienstleistungen (z.B. Strom aus KWK oder Stromangebote von EVU verbunden mit Energieberatungsleistungen). Die Nutzung von erneuerbaren Energien kann auch das Verbrauchs- und Energiesparverhalten in so weit positiv beeinflussen, als der Umgang mit Energie und ihren möglichen Risiken für Mensch und Natur bewusster erfolgt. Diese naturverträglichere Qualitätsänderung durch ein erneuerbares Energieangebot kann – in Ergänzung zum Effizienzbegriff – als Konsistenz („Naturallianz“) bezeichnet werden.⁴
- In diesen Zusammenhang gehört *füntens* auch die Entscheidung von Unternehmen oder von Endverbrauchern für die *Eigenerzeugung* auf Basis erneuerbarer oder anderer dezentraler Energien, die bei der Wärmebereitstellung z.B. in Österreich bereits beachtliche Anteile erreicht hat. Im Zuge einer zukünftig verstärkten Dezentralisierung der Strom- und Wärmebereitstellung (z.B. durch das Mix der erneuerbaren Energien in Verbindung mit Brennstoffzellen und Gas betriebenen Mikroturbinen) könnte längerfristig eine geradezu revolutionäre „kollektive Verhaltensänderung“ und ein weit reichender Strukturwandel „bei der Energiebereitstellung in Gang gesetzt werden: In einem solchen System werden die traditionellen Systemgrenzen von Anbietern und Nachfragern von Energiedienstleistungen (z.B. Eigenerzeugung von Wärme und Strom durch Brennstoffzellen) teilweise aufgehoben.⁵

Insofern sind Entscheidungen zu Gunsten der verstärkten Nutzung dezentraler und erneuerbarer Energien, wie sie in allen nachhaltigen Langfristszenarien unterstellt sind, in vielfacher Weise mit Energiesparverhalten und generell mit drastischen Verhaltensänderungen verbunden (und vice versa). Vor allem wird die Entscheidung zugunsten meist noch relativ teurer erneuerbarer Energien nicht allein aus ökonomischen, sondern häufig auch aus zusätzlichen Motiven und Konnotationen gespeist (z.B. positive Assoziation von Sonne und Natur, Marketingaspekte, positive Vorzeige- und Visualisierungseffekte), während diese Faktoren bei der „glanzlosen“ und nicht sichtbaren, sondern nur messbaren Energieeffizienz das Entscheidungs- und Nutzungsverhalten nicht in gleicher Weise bestimmen. Somit ist bei Analysen über die Hemmnisse und die energiepolitischen Steuerungsmöglichkeiten des Einsparverhaltens von besonderem Interesse, inwiefern das Einsparverhalten von bestimmten Zielgruppen einer *spezifischen motivierenden Verstärkung bedarf und besondere Anreizstrukturen sowie positive*

³ Vgl. Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2001a.

⁴ Zum Konsistenzbegriff vgl. Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2002a.

⁵ Das koordinierte Netzwerk von vielen Kleinkraftwerken kann als virtuelles Kraftwerk bezeichnet werden; vgl. zum Konzept und zum Einsparpotential von „virtuellen Kraftwerken“: Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2001b.

Rückkopplungen im Rahmen von sozialen Marketing-Kampagnen geschaffen werden können. (Prose & Wortmann 1991; Wuppertal Institut et al. 1998)

Es ist daher wichtig, die Analyse des *rein ökonomisch bedingten Investitions- und Verbrauchsverhaltens* durch die Erforschung von weiteren nicht weniger wichtigen sozialpsychologischen und ethischen Determinanten von „Verhalten“ anzureichern. Es gibt Akteure, die aus *außerökonomischen* Gründen (z.B. wegen der Gerechtigkeit zwischen Nord und Süd oder zwischen Generationen) über das wirtschaftliche Einsparpotenzial hinausgehen oder mehr erneuerbare Energien einsetzen, als sich kurzfristig rechnen. Umgekehrt gibt es Gewinn orientierte Unternehmen, die ohne zusätzliche Motivationsimpulse und verhaltensändernde Randbedingungen auch eigentlich hoch rentable Energieeffizienzmaßnahmen nicht realisieren (so genannte „gehemmte Potenziale“). (Wuppertal Institut et al. 1998; Jochem et al. 1996)

2. Verhaltensänderungen und Energiedienstleistungen

In neueren Szenarienanalysen nachhaltiger Energiesysteme wird das Instrumentenbündel für die Umsetzung und die Eingriffstiefe der Energiepolitik technik-, sektor- und zielgruppenspezifischer berücksichtigt als in früheren hoch aggregierten Simulationsanalysen. Auch die verhaltensbedingten Einsparpotenziale lassen sich dabei durch ein Phasenmodell und die Verlängerung der Energieumwandlungskette bis zur Energiedienstleistung genauer erfassen:

- *Kaufphase:* Bereits bei der Auswahl fällt die für die Nutzungsphase Struktur prägende Entscheidung für eine Durchschnittstechnik oder eine energieeffizientere bzw. emissionsärmere Technik (z.B. für Beleuchtung, Heizung, Kommunikation, Produktion, Gebäudesanierung oder Mobilität); dies setzt ein vom Marktdurchschnitt abweichendes Kaufverhalten und eine Entscheidung für die nachhaltigere Option voraus; dabei kann z.B. der Wunsch zur Vermeidung externer Kosten oder auch besondere persönliche Präferenzen eine vom Normalverhalten abweichende Entscheidung begründen. Verhaltensändernde Anreize sind bei der Kaufentscheidung für langlebige Produkte und Gebäude besonders entscheidend, weil sonst auf Jahrzehnte ein zu hoher Energieverbrauch vorprogrammiert werden kann.
- *Nutzungsphase:* Die effizientere *Nutzung* vorhandener Geräte, Produktionsanlagen, Fahrzeuge und Produkte (z.B. durch verbrauchsbewusstes Autofahren, Abschalten leer laufender Maschinen und Anlagen oder sachgemäße Nutzung von geheizten oder gekühlten Gebäuden) kann gleichwohl zu erheblichen Verbrauchsunterschieden führen. Bei unterschiedlichem Nutzerverhalten können sich bei baugleichen Geräten oder Gebäuden Verbrauchsdifferenzen um den Faktor 2 ergeben.
- *Nutzungsäquivalente Wahl von Energiedienstleistungen:* Dabei geht es entweder um eine Verhaltensentscheidung bei subjektiv gleicher Bedürfnisbefriedigung (z.B. Wahl des energieeffizienteren Verkehrsmittels, der Energie sparenden Verpackung oder von Recyclingpapier) oder um einen partiellen Verzicht auf traditionelle Qualitätsansprüche und/oder Umfang der gewünschten Energiedienstleistungen. Das Konzept der „Energiedienstleistung“ bedarf dabei einer Präzisierung, damit das hiermit verbundene Verhaltens- und Suffizienzpotenzial verstanden werden kann.

Energieverbraucher sowohl im Haushalt als auch in Unternehmen benötigen letztlich „nur“ Energiedienstleistungen (z.B. temperierte Räume, bequeme und schnelle Mobilität, motorische Kraftanwendungen, Kommunikationsdienste, verlässlich und qualitativ hinreichend produzierte Grundstoffe oder Endprodukte bzw. Dienstleistungen). In der Wahrnehmung der meisten Energienutzer und bei der vorherrschenden Organisationsform der Märkte findet jedoch „eine Versorgung mit Energie“ statt, wobei der Preis pro Kilowattstunde vor allem bei der Wirtschaft ein entscheidender „Verhaltensparameter“ ist. Wenige Energienutzer realisieren bisher, dass sie ihre *Gesamtkostenrechnung pro Energiedienstleistung* auf Dauer deutlich senken und von Energiepreissrisiken abkoppeln können, wenn sie Energie durch technische Effizienz sowie durch innovatives Management und intelligenterere Organisationsformen – also auch durch anderes „Verhalten“ – ersetzen. Hinzu kommt, dass den privaten Energienutzern einfache Vergleichsmethoden fehlen, um heutige Investitionsalternativen mit den Folgekosten (bei der Nutzung, Wartung, Entsorgung) in „Life-cycle-cost“-Analysen zu vergleichen. Dies hat zur Folge, dass bei Investitionsentscheidungen die langfristige Kostenaspekte (z.B. für Heizenergie in Gebäuden) gegenüber den aktuellen Investitionen unterbewertet werden.

3. Von der Verhaltensänderung zur Suffizienz

Wie erwähnt sind die jeweils beim Investitions-, Kauf- und Nutzungsverhalten wirkenden Präferenzen ihrerseits determiniert durch gesellschaftlich vermittelte Wertesysteme und Lebensstile, die über Dekaden betrachtet einem erheblichen Wandel unterliegen können. Wenn der Pro-Kopf Energiebedarf aus Gründen der Nachhaltigkeit in den Industriestaaten um zwei Drittel bis Mitte des Jahrhunderts gesenkt werden soll, so die Vision des Schweizer ETH Rates („2 kW-Gesellschaft“), oder die energiebedingten CO₂-Emissionen um 80 Prozent reduziert werden sollen, dann müssen veränderte Wertesysteme und Lebensstile dazu beitragen, dass technologische Energieeffizienzpotenziale und die erneuerbaren Energien schneller realisiert und die verhaltensbedingten Potenziale genutzt werden.

Es macht daher bei Langfristbetrachtung keinen Sinn, die verhaltensbedingten Potenziale auf der Basis heutiger einzelwirtschaftlicher Rentabilität und bei unveränderten Präferenzstrukturen zu untersuchen. Vielmehr ist von besonderem Interesse, in wie weit und durch welche konkreten Rahmenbedingungen sich in einem dynamischen gesellschaftlichen Prozess nachhaltigere Präferenzstrukturen herausbilden können. Insofern sind oben die *verhaltensbedingte Potenziale im erweiterten Sinne* eingeführt worden, die in diesem Artikel mit den *Suffizienzpotentialen* gleich gesetzt werden. Hierfür sind jedoch eine Reihe von Differenzierungen notwendig:

Mit Suffizienz wird häufig der die Energieeinsparung steigernde Verzicht auf Teile der Qualität bzw. des Zusatznutzen oder des Umfangs einer Energiedienstleistung (EDL) verbunden. Das Ausschalten der Heizung in nicht benutzten Räumen bedeutet jedoch nur den Verzicht auf sofortige Verfügbarkeit von Wärme, nicht mehr. Die Wahl eines mit Bahn statt Auto oder Fernflug erreichbaren Urlaubsziels bedeutet keineswegs den Verzicht auf Urlaub, Erdbeeren nur in der Saison zu essen heißt nicht auf Erdbeeren generell zu verzichten. Im Regelfall ist also durch Suffizienz das Grundziel der Befriedigung von Bedürfnissen durch EDL nicht gefährdet.

Ein Problem entsteht dann, wenn das Mehr an Qualität oder Umfang als unentbehrlicher Luxus empfunden wird, d.h. zum Beispiel als Komfort oder als Bestandteil eines gehobenen Lebensstils, der normative Kraft erlangt hat, weil „man“ ihn als erstrebens- oder erhaltenswert empfindet. Dieses Empfinden ist nur dann durch bewusste Verhaltensänderung revidierbar, wenn Menschen erkennen, dass der Verzicht auf einen begrenzten Zusatznutzen keinen Verlust von Lebensqualität bedeuten muss. Denkbar ist auch, dass Suffizienz sozusagen als kontrafaktische Haltung gegenüber herrschenden Moden und Normen ein widerständiges Potenzial entfaltet und dadurch auch neue gesellschaftliche Trends und „Suchbewegungen“ nach einem erfüllteren Leben (z.B. auch mit weniger Konsum) begründen kann. Auch besonders anerkannte Personen des öffentlichen Lebens und der Medien können als „Pionierkonsumenten“ wirken. Das gleiche gilt für Betriebe und Institutionen, die in glaubwürdiger Form dem Leitziel der Nachhaltigkeit folgen.

Hinzu kommt, dass der Energiebedarf oder die mögliche Steigerung der Energieeffizienz häufig „low-interest“-Faktoren sind und kein wesentliches Anliegen auf der persönlichen oder unternehmerischen Agenda vieler Akteure darstellen. Insofern stellt sich die Frage nach verhaltensbedingten Energieminderungsmöglichkeiten im Regelfall nur dann, wenn sie durch zusätzliche Motivationsfaktoren und Anreizstrukturen bewusst gemacht werden. Dabei sind z. B. die folgenden Determinanten und Faktoren zu berücksichtigen:

- bestehende (und konfligierende) Wertesysteme einer pluralistischen und markt-basierten Gesellschaft
- widersprüchliche Signale zur Ressourcenschonung einerseits und zum ressourcen-belastenden Konsum andererseits
- Kurzfristorientierung vieler gesellschaftlicher Gruppen und ihrer Entscheidungsregeln versus intergenerativer Gerechtigkeit mit Langfristorientierung
- gruppenspezifische tradierte Verhaltensmuster (z.B. status-signalisierender Besitz von Wohnhäusern, Pkw oder Elektrogeräten)
- kulturelle und einkommens- sowie technologiebedingte Verhaltensmuster (Ferien- und Wochenendtourismus, zunehmende Ansprüche an Wohnfläche, Elektrogeräteaus-stattung, Komfort oder Hygiene)

Wesentliche individuelle Verhaltensänderungen ereignen sich sowohl an biographischen (z.B. Lebenszyklus, neue Freunde, Berufs- oder Wohnortwechsel, Krisen, Krankheiten) als auch an gesellschaftlichen Wendepunkten (z.B. Eintritt von Umweltkatastrophen, nachhaltige Änderung der Risikowahrnehmung), aber auch infolge kognitiv aufgenommener Informationen in Verbindung mit persönlicher Betroffenheit. Dabei sind Fragen von Gesundheit und Ernährung den Endverbrauchern naturgemäß wesentlich näher als der Energieverbrauch und seine globalen Wirkungen (wie z.B. Treibhauseffekt). Dennoch können kollektive Verhaltensveränderungen auch auf regionaler oder nachbarschaftlicher Ebene zum Beispiel durch Mobilisierung des Wir-Gefühls ermöglicht werden (z.B. Agenda 21-Gruppen; Social-Marketing-Kampagnen).

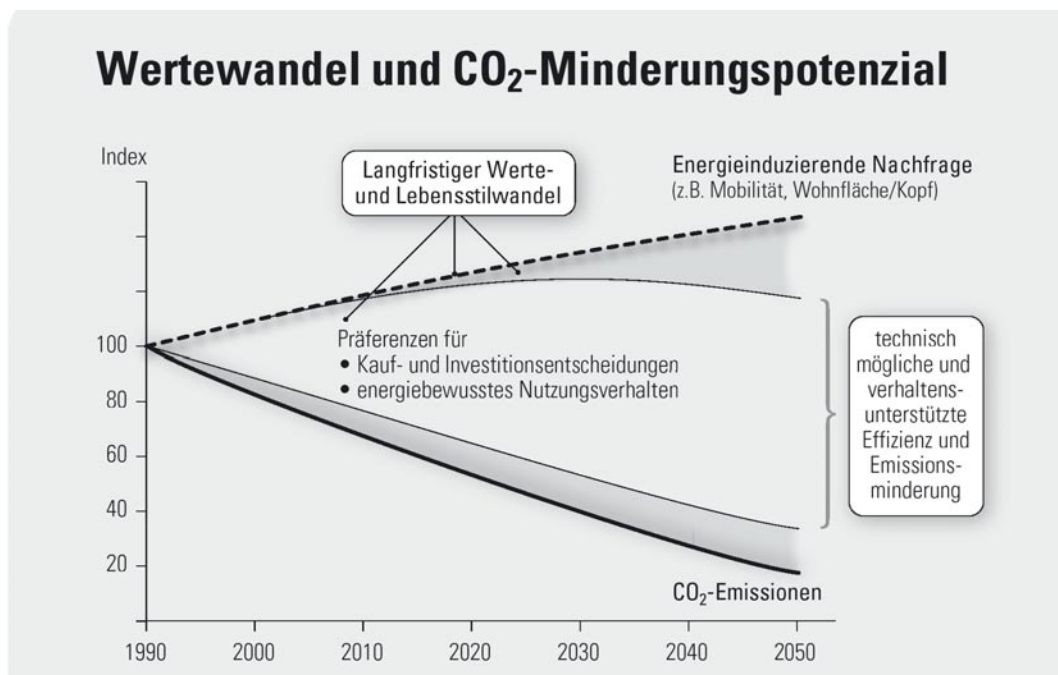
Zu berücksichtigen ist allerdings, dass den – im Sinne der Energiesparförderung – positiven Faktoren auch Gegentrends entgegen stehen können, wie etwa die Individualisierung, die Privatisierung, die Event- und Spaßfixierung und – insbesondere in der Wirtschaft – auch die verschärfte Konkurrenz. Anders formuliert: Ein in Richtung Nachhaltigkeit wirkendes Wir-Gefühl („Wir sind alle Energiesparer“) setzt eine Orientierung am Gemeinwohl und an der Solidarität mit der Mit-, Um- und Nachwelt voraus, die dem derzeitigen „Zeitgeist“ teilweise zu wider läuft.

Eine wichtige Forschungsfrage ist daher die, wie eine *Kultur des Gemeinwohls* (Schutz der „Global Commons“, welcher den nachhaltigen Umgang mit Gemeinschaftsgütern umfasst) geschützt und gefördert werden kann. Dabei sind auch Untersuchungen notwendig, um signifikante Veränderungen in den Werthaltungen der Konsumenten wahrzunehmen.

4. Operationalisierung von Verhaltens- und Suffizienzpotentialen

Die *verhaltensbedingten Potenziale im erweiterten Sinne* und *Fragen der Suffizienz* entziehen sich zwar weitgehend einer Quantifizierung, sie sind aber gleichwohl für die Realisierbarkeit von Nachhaltigkeitsstrategien von besonderer Bedeutung. Dies zeigen z.B. Untersuchungen, die der Frage nachgehen, inwieweit Nachhaltigkeits- und Klimaschutzziele in einzelnen Sektoren oder gesamtwirtschaftlich allein durch technische Maßnahmen (REN, KWK/K, REG) erreichbar sind bzw. durch grundlegende Verhaltensänderungen flankiert werden müssen (siehe weiter unten).

Abbildung 1: Wirkungszusammenhang zwischen Werte- und Lebensstilwandel auf technologische und verhaltensbedingte Emissionsminderungspotenziale (Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2002a, 328)



Wie Abbildung 1 veranschaulicht hängt die Erschließung umfassender CO₂-Emissionsminderungspotenziale langfristig in erheblichem Umfang von „Verhaltensänderungen“ ab. Dies betrifft zunächst die „verhaltensunterstützten“ Effizienzpotenziale. Darüber hinaus besteht ein Wechselverhältnis zwischen dem in Nachhaltigkeitsszenarien abgebildeten drastischen Strukturwandel und zusätzlichen Reduktionspotentialen (siehe

Abb. 2) und den Wahrnehmungsformen, Präferenzstrukturen sowie der gesellschaftliche Akzeptanz. Der technisch-ökonomische Strukturwandel findet in der in den Szenarien unterstellten Form nur statt, wenn das Policy Mix zur Umsetzung einer Klimaschutzpolitik von den Bürgern auch mitgetragen und akzeptiert wird. Dies wiederum setzt eine gesellschaftliche Verhaltensänderung voraus, wie etwa die Diskussion über die Öko-Steuer zeigt.

In diesem Zusammenhang wird in der Literatur darauf hingewiesen, dass durch Mengen- und Einkommenseffekte („Rebound-Effekte“) spezifische Effizienzsteigerungen und Verhaltensänderung (z.B. am einzelnen Pkw) in der Summe wieder zunichte gemacht werden können (mehr Fahrzeuge, mehr Personenkilometer, schnelleres Fahren, Kauf größerer Autos).

Es scheint daher nahe zu liegen, solche Rebound-Effekte durch nicht näher spezifizierte Verhaltensänderungen und Suffizienzoptionen zu begrenzen und die nicht zielkongruenten gesamtwirtschaftlicher Mengen- und Einkommenseffekte dadurch zu dämpfen (Pfahl 2001). Der Suffizienz käme bei diesem Verständnis eine Art *Kompensationsfunktion* zu. Szenariengemäß ausgedrückt: Wenn etwa in einer Klimaschutzstrategie zur Erreichung des 80 Prozent-CO₂-Reduktionsziel die technisch-wirtschaftlichen Effizienzpotenziale zur Kompensation der Mengen- und Einkommenseffekte nicht ausreichen, käme der Suffizienz quasi die Rolle zu, die Reduktionslücke zu schließen. „Suffizienz“ ist bei dieser Sichtweise eine kollektive Verhaltensänderung, die die Erreichbarkeit weit reichender Klimaschutzziele durch Werte- und Lebensstilwandel sicherstellt (siehe weiter unten das Verkehrsbeispiel).

Abbildung 1 kann in der Tat in diesem Sinne verstanden werden. Allerdings darf dabei nicht allein der „Effizienz“ die positive Konnotation des technisch-realistisch Machbaren zugeordnet und die „Suffizienz“ mit erzwungenem „Verzicht“ verbunden werden. Diese mit Suffizienz zu Unrecht assoziierten negativen Konnotationen sind ein wesentlicher Grund dafür, dass das für eine Nachhaltigkeitsstrategie Grund legende „Suffizienz“-Thema im politischen Raum bisher wenig und vor allem ohne Konsequenzen diskutiert worden ist. Die genannten negativen Konnotation sind jedoch aus mehreren Gründen – vor allem in dynamischer Hinsicht – fragwürdig:

Zum einen braucht ein *bewusster und selbst gewählter Verzicht* von den betreffenden Akteuren innerhalb deren Präferenzstruktur nicht als „Opfer“, sondern kann als eine Bereicherung und Realisierung ihrer Vorstellungen von Nachhaltigkeit und von Lebensqualität empfunden werden (z.B. autofreie Siedlungen, Nutzung des Fahrrads, Verzicht auf repräsentative Gebäude, Fahrzeuge und Produkte). Das gilt insbesondere dann, wenn ein derartiges Verhalten innerhalb einer bestimmten Bezugsgruppe anerkannt und insofern positiv verstärkt wird.

Hinzu kommt, dass ein Rebound-Effekte nur begrenzt bei Energie bezogenen Umwandlungstechniken zu erwarten ist (z.B. kaum bei Gebäuden, Produktionsprozessen, langlebigen Geräten) bzw. mit der Senkung des spezifischen Energieverbrauch zumeist nicht ursächlich verbunden ist. Die spezifische Energieeinsparung (z.B. bei Autos) veranlasst in der Regel nicht die Anschaffung eines Zweitwagens oder eines PS-stärkeren Pkw, wie auch eine Wohnflächenausweitung oder die zusätzlich Anschaffung von Hifi-Geräten in der Regel unabhängig vom Energieverbrauch erfolgen. Die Mengeneffekte bei Energie verbrauchenden Produkten und Prozessen sind mit der allgemeinen Einkommenssteigerung und mit Lebensstilen korreliert, so dass es gerade bei steigendem Pro-Kopf-

Einkommen richtig ist, die Effizienzsteigerung noch rascher voranzutreiben. Die ohnehin zweifelhafte Annahme einer Unbegrenztheit der Bedürfnisse gilt nur bis zu einem bestimmten Niveau von Energiedienstleistungen, sicher aber nicht für den Energieverbrauch per se (siehe oben).

Zum anderen kann die Konnotation von „Verzicht“ nicht losgelöst vom *materiellen und sozialen Status* bzw. isoliert von der Eingruppierung in eine soziale Beziehungs- und Konsumhierarchie gesehen werden. Auf weit über dem Durchschnittseinkommen liegende Einkommen- und Vermögensbestandteile kann offensichtlich leichter verzichtet werden, als dies für Familien im Sozialhilfemilieu möglich wäre.

5. Die Dynamik der Suffizienz

Debatten über Suffizienz wirken dann lebensfremd, wenn sie auf einer stationären wirtschaftlichen Grundlage nur als Anforderung zur Umverteilung (Einkommen, Vermögen, Lebenschancen) von den Privilegierten zu den Unterprivilegierten verstanden werden. Zwar ist ein solches „Nullsummenspiel“ (wie die hohe Spendenbereitschaft zeigt) bei entsprechendem Durchschnittseinkommen nicht völlig auszuschließen, aber wohl keine von einer breiten Bevölkerungsmehrheit akzeptierte Suffizienzoption.

Es muss daher einerseits zwischen einem heute denkbaren *absoluten* Verzicht (z.B. auf Einkommen und/oder Konsum) bzw. einem Beitrag zur Umverteilung z.B. zu Gunsten benachteiligter Bevölkerungsgruppen oder armer Länder und andererseits der möglichen Begrenzung des Einkommens- und Konsumzuwachses bzw. der Umverteilung *dieses* Zuwachses unterschieden werden.

Die den Enquete-Szenarien zugrunde gelegten ökonomischen und sozialen Determinanten des langfristigen Energieverbrauchs im Jahr 2050 unterscheiden sich nämlich erheblich von den heutigen Ausgangswerten (Basis 1998), zum Beispiel hinsichtlich des deutlich weiter gestiegenen durchschnittlichen Niveaus des Pro-Kopf-Einkommens, der pro Kopf Wohnfläche und der zurückgelegten Personenkilometer (vgl. Tabelle 1). Das (Neuauf)-Teilen von Zuwächsen innerhalb unterschiedlicher Einkommens- und Vermögensbezieher ist langfristig keine völlig abwegige gesellschaftspolitische Option.

Wegen ihrer mangelnden Prognostizierbarkeit und schwierigen Operationalisierbarkeit werden in Szenarienrechnungen generell verhaltensbedingte Potenziale nicht explizit berücksichtigt. Untersucht man die Basisannahmen und auch die unterstellten technologischen Diffusionsraten in diesen Szenarien dann werden jedoch Fragen der Suffizienz implizit mit abgehandelt. Zum Beispiel erscheint es als wahrscheinlich, dass bei den von der Energie Enquete unterstellten Steigerungsraten des Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukts erhebliche Verhaltensänderungen hinsichtlich der präferierten Waren und Dienstleistungen sowie hinsichtlich der Freizeitgestaltung stattfinden werden; Verhaltensänderungen bestehen ebenfalls für unternehmerische Entscheidungen und das Betriebspersonal. Derartige Änderungen können dadurch bewirkt werden, weil der Grenznutzen von Konsum mit steigenden Einkommen sinkt und/oder der Konsumzuwachs bei Waren und Dienstleistungen an physische und Zeit bedingte Sättigungsgrenzen stößt (zuma bei einer alternden Bevölkerung). Möglich ist aber auch, dass langfristig nachhaltig wirkende Entscheidungen auch in der Wirtschaft an Bedeutung gewinnen und die Kapitalströme beeinflussen (wie es sich bereits heute durch den Nachhaltigkeitsindex von Dow Jones

abzeichnet). Insofern ist bereits im Trend eine Verstärkung „postmaterialistischer“ Wertorientierungen möglich, und es könnte ein gewisses „suffizienteres“ Verhalten bei durchschnittlich wesentlich höheren Pro-Kopf-Einkommen zu einem breiter akzeptierten gesellschaftlichen Standard werden. Einige in den Szenarien unterstellten verhaltensrelevanten Strukturvariablen zeigt die folgenden Tabelle 1.

Tabelle 1: Vergleich verhaltensrelevanter Strukturvariablen in den Szenarien der Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ (2002a, 329).

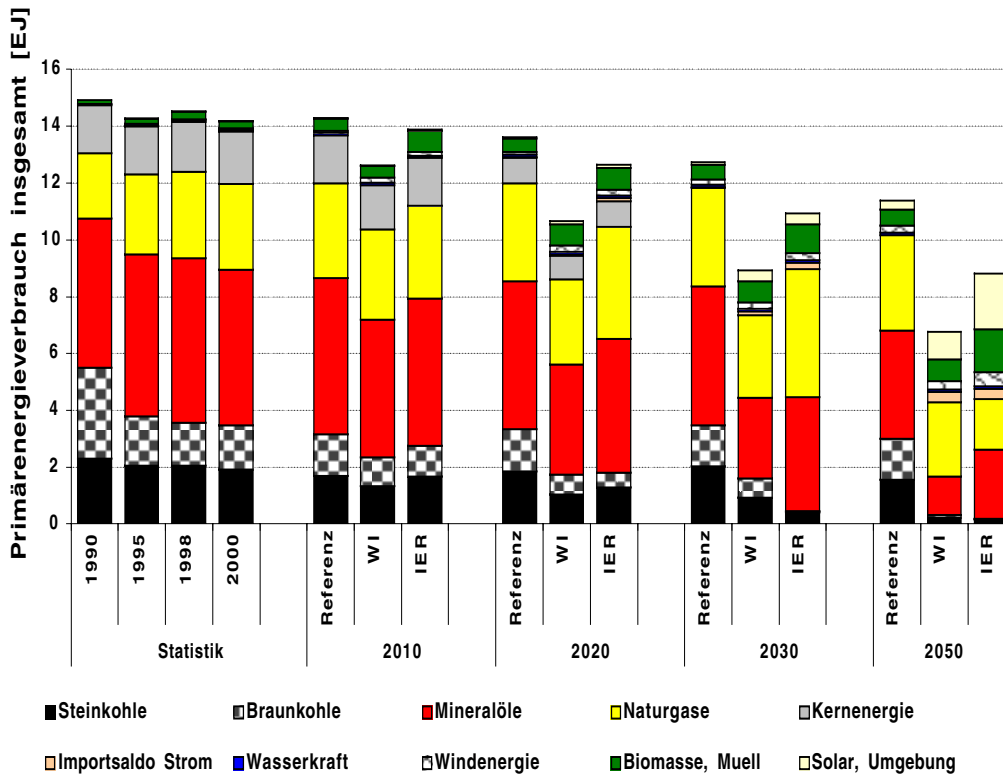
	1998		2050	
	Ref.Sz.	NH2	Ref.Sz.	NH2
Reales BIP pro (DM/EW)	44.756		111.714	
Wohnfläche (qm/EW)	38,5		58,6	
Pkm (MIV) / EW	9253		11767	
Pkm (Luftverkehr) / EW	455		934	
Tkm/EW	5537		13997	
PEV/Kopf (GJ/EW)	177,1		167,4	99,7

Es muss betont werden, dass das Szenario NH2⁶ eine Energiezukunft abbildet, in der mit vertretbaren volkswirtschaftlichen Kosten der Ausstieg aus der Kernenergie vollzogen und eine CO₂-Minderung von 80% bis 2050 erreicht und der verbleibende fossile Deckungsanteil auf etwa 40% gesenkt wird.

Die folgenden Abbildung 2 zeigt, dass bei einer solchen Nachhaltigkeitsstrategie nicht nur eine drastische, weit über eine „Business as usual“ (Referenz)-Entwicklung hinausgehende absolute Entkoppelung von Energieverbrauch und BIP stattfindet (die Energieproduktivität wächst bis 2050 etwa um den Faktor 4). Auch die Angebotsseite des Energiesystems wird innerhalb von 50 Jahren primärenergieseitig von Kohle, Kernenergie, Öl und Erdgas und einem Großkraftwerkssystem weit gehend auf erneuerbare Energien und Kraft-Wärme-Kälte-Koppelung umgestellt – ein Strukturwandel, der bei seinem Vollzug eine geradezu revolutionäre Steigerung der Vielfalt, Dezentralisierung und Dekonzentration auf der Anbieterseite voraussetzt.

⁶ Das Nachhaltigkeitsszenario (NH2) basiert auf der forcierten gemeinsamen Markteinführung von Technologien der Effizienzsteigerung und erneuerbarer Energien (vgl. Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2002a).

Abbildung 2: Strukturwandel des Primärenergieverbrauchs (EJ) in einem nachhaltigen deutschen Energiesystem (80% CO₂-Reduktion in 2050; Atomausstieg): Alternativszenarien von WI / Wuppertal und IER / Stuttgart im Vergleich zu einem Referenzfall (Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ 2002b, 113)



Hinsichtlich der Suffizienzfragen lassen die Szenarien der Enquete-Kommission folgende Interpretation zu: Einerseits hängt die reale Erreichbarkeit eines um fast 50 Prozent sinkenden *pro Kopf Energieverbrauchs* (in WI-Szenario NH2) auch von grundlegenden Verhaltensänderungen ab – allein schon hinsichtlich der Akzeptanz der unterstellten energiepolitischen Maßnahmen und Instrumente (z.B. erheblich steigende Öko-Steuer). Zum anderen kann es als zumutbares „relatives Opfer“ angesehen werden, wenn zukünftige Generationen sich insofern „suffizienter“ verhalten, dass sie auf einen Teil des *Zuwachses* ihres um den Faktor 2,5 erhöhten Pro-Kopf-Einkommens oder ihrer um den Faktor 2 verdoppelten Flugkilometer verzichten. Diese Aussage schließt allerdings mit ein, dass die damit verbundenen Frage der *gerechteren Verteilung* des Reichtumszuwachses in einer Gesellschaft konsensual gelöst werden kann.

Ob und ggf. wie ein derartiger freiwilliger und kollektiver Verzicht im demokratischen gesellschaftlichen Konsens erreicht werden kann ist eine offene Frage. Ihre Beantwortung hängt wesentlich davon ab, was in einer zukünftigen Gesellschaft von einer Bevölkerungsmehrheit als „Gutes Leben“ und „Lebensqualität“ in einem umfassenden Sinne verstanden wird und ob „neue Wohlstandmodelle“ in einem gesellschaftlichen Suchprozess sich entwickeln können und gefördert werden. Generell lässt sich feststellen, dass derartige verhaltensbedingte bzw. Suffizienzpotenziale nicht im marktwirtschaftlichen Selbstlauf erschlossen werden können. Es wird vielmehr aktors-, gruppenmilieu- und Potenzial bezogen ein Mix aus Anreiz-, Bildungs- und Motivierungsimpulsen

vorgeschlagen werden müssen, der allerdings nicht nur an die Politik gerichtet ist, sondern auch an die Selbstverwaltungsinstitutionen der Wirtschaft, wertesetzende Institutionen wie die Medien oder religiösen Gemeinschaften sowie an die NGOs.

6. Das Zusammenwirken von Effizienz und Suffizienz: ein Fallbeispiel

Aus den genannten Gründen ist eine Quantifizierung verhaltensbedingter Potenziale generell schwierig. Diese Probleme der Quantifizierbarkeit erschweren es bei politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern ein Verständnis dafür zu wecken, dass die verhaltensbedingten Potenziale langfristig *ebenso wichtig* sein können, wie die in Szenarien im Regelfall ausschließlich erfassten technisch-wirtschaftlichen Potenziale. Dabei wird aber verkannt, dass es interessante Potenziale in einigen Bereichen gibt, die prinzipiell einer Quantifizierung und energiepolitischen Steuerung zugänglich sind, bisher aber nur von „Pionieren“ und in Einzelfällen genutzt werden (z.B. Plus-Energie und Passivhäuser). Auch verstellt die unvermeidliche Konzentration auf (Einzel-)Techniken in Szenarienanalysen den Blick dafür, dass die für Szenarienzwecke nicht quantifizierbaren Systemoptimierungen über ganze Prozessketten, durch verändertes Design und Kreislaufführung sowie durch neue Nutzungskonzepte („nutzen statt besitzen“) einerseits eine stark verhaltens- und akzeptanzorientierte Komponente und andererseits ein beeindruckendes Energie- und Ressourceneinsparpotenzial aufweisen. Fehlende „harte Daten“ dürfen daher nicht zum Anlass genommen werden, die verhaltensbedingten Potenziale weniger wichtig zu nehmen.

Die enorme Bedeutung des Zusammenwirkens von Suffizienz- und Effizienzpotentialen kann am Beispiel privater Automobilität demonstriert werden. In der Doktorarbeit von S. Pfahl (2001) wird erstmalig der Versuch gemacht den Zusammenhang von Effizienzpotenzialen und einem quantifizierten Bündel von Suffizienzannahmen in einer umfassenden Szenarienanalyse für den Verkehrssektor bis zum Jahr 2050 darzustellen (siehe Kasten).

Kasten : Effizienz- und Suffizienz-Beiträge zu einer nachhaltigeren Mobilität

Übliche technisch-wirtschaftliche Szenarien zeigen übereinstimmend, dass unter realistischen Annahmen *vom Verkehrssektor kein proportionaler Beitrag* zu den Kyoto-Zielen 2008 bis 2012 geschweige denn zu weitergehenden CO₂-Reduktionszielen erbracht werden kann. Unter realitätsbezogenen Annahmen ist daher nicht zu erwarten, dass allein durch Technikkinnovation und neue Treibstoffe eine klimapolitisch anzustrebende proportionale Emissionsentlastungen aus dem Verkehr (80 Prozent CO₂-Reduktion bis 2050) erreicht werden kann. Daher werden Innovationen zur Reduzierung des Verkehrsmengenzuwachses und zur Beeinflussung der Verkehrsmittelwahl in Richtung auf emissionsgünstigere Verkehrsträger erforderlich. Diese Strategieansätze werden seit dem Bericht der Enquete-Kommission „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ als „Verkehrsvermeidung“ und „Verkehrsverlagerung“ diskutiert.

In der Dissertation von Stefan Pfahl (2001) sind beide Ansätze unter dem Begriff „Suffizienz-Strategie“ beispielhaft im Bereich des personenbezogenen Verkehrs betrachtet worden. Nach einer vertieften Analyse der Verkehrszwecke, der räumlichen Orientierungen und weiterer verkehrsbeeinflussender Faktoren werden plausible Suffizienz-Annahmen zum Beispiel hinsichtlich einer Senkung des Anteiles der Autofahrer am Berufs- und Ausbildungsverkehr, hinsichtlich der durchschnittlichen Wegelängen im MIV, zur durchschnittlichen Entfernung von der Wohnung zu Einkaufsstätten usw. vorgenommen. Für Freizeitfahrten – soweit sie nicht sozialen Kontakten mit Verwandten und Bekannten dienen – sowie für Urlaubsreisen werden ebenfalls Annahmen in Bezug auf eine Reduzierung der Reisefrequenzen und der Reiseweiten angenommen, die zum Beispiel auf ein „Einfrieren“ der Flugreiseintensität je Person auf das Niveau von 1995, also bei 832 km pro Person und Jahr, hinausläuft.

Weitere Annahmen in dem Effizienz-Szenario betreffen die Veränderung der Fahrweise von Pkw, insbesondere eine Verringerung der hohen Geschwindigkeitsanteile auf Autobahnen. Zusammen mit einer aus dem Abbau von Geschwindigkeitsdifferenzen im Straßennetz resultierenden Homogenisierung der Fahrtabläufe und durch das Erlernen Energie sparender Betriebsweise der Autos wird eine Voraus-Reduzierung um 20 Prozent abgeschätzt.

Die hier nur beispielhaft erwähnten *Suffizienz-Beiträge* können nach Pfahl (2001) gegenüber dem Effizienz-Szenario (mit trendgemäß fortgeschriebenen Verkehrsmengen und Modal Splits) die Energieverbräuche und CO₂-Emissionen des gesamten Personenverkehrs *um mehr als 50 Prozent verringern*. Mit einer *integrierten Effizienz- und Suffizienzstrategie* wäre somit eine 80-prozentige CO₂-Reduktion auch bei den personenbezogenen Verkehren bis 2050 realisierbar.

Gegenüber der Effizienz-Strategie haben die szenariomäßig durchgespielten Suffizienz-Maßnahmen den Vorteil, dass sie – gesellschaftliche Akzeptanz vorausgesetzt – prinzipiell in kürzerer Zeit implementierbar sind als dies mit den Technikinnovationen und strukturellen Veränderungen des Energiesektors für weitgehende Effizienz-Gewinne erforderlich wäre. Maßnahmen wie die Verlagerung von Stadtfahrten auf den ÖPNV, die Verlagerung von Inlandsflügen auf die Bahn, die Verlagerung und Vermeidung von Autowegen im Berufs- und Ausbildungsverkehr, die Reduzierung von Verkehrsleistung im Einkaufs- und Freizeitverkehr, Verringerung der Häufigkeit und der durchschnittlichen Distanzen von Urlaubsreisen, Tempolimits und optimierte Fahrweise sind – theoretisch – relativ kurzfristig realisierbar, sofern die entsprechenden Kapazitäten vorhanden sind oder schnell geschaffen werden können. Der Autor sieht weitere Ansätze für Suffizienz durch Gewinne zum Beispiel in den Bereichen Siedlungsplanung oder Car-Sharing.

Allerdings besteht das Problem, dass die gesellschaftlichen Wertvorstellungen und die vorherrschenden verkehrspolitischen Trends dem bei Pfahl unterstellten Suffizienz-Ansatz derzeit noch in erheblichem Umfang widersprechen. Ob durch das unterstellte Instrumentarium – neben der Förderung von Innovationen vor allem eine Erhöhung der Transportpreise – ein derartiges suffizientes Verhalten langfristig erreicht werden kann, ist eine offene Forschungsfrage.

7. Fazit

Es kann als Fazit festgehalten werden, dass *der gesellschaftliche Kontext* für die Motivierung und für die Umsetzung verhaltensbedingter Potenziale und für die Realisierungsbedingungen nachhaltiger Energiesysteme von großer Bedeutung ist. Das gilt insbesondere für die Wechselwirkung zwischen individuellem Verhalten und gruppen- bzw. gesellschaftsbezogenen Signalen und Anreizen. Fragen der Technik sowie der Wirtschaftlichkeit und Wettbewerbsfähigkeit sind bei der Energienutzung schon immer in einen gesellschaftlichen Kontext (z.B. Versorgungssicherheit, Risiken, Macht, Umwelt) eingebettet gewesen. Dieser Kontext gewinnt im Rahmen eines evolutionären Strukturwandels in Richtung Nachhaltigkeit eine noch größere Bedeutung. Der szenariengestützte „Nachweis“ der technisch-wirtschaftlichen Machbarkeit eines nachhaltigen Energiesystems kann daher für die tatsächliche Realisierbarkeit und die gesellschaftliche Akzeptanz einer Nachhaltigkeitsstrategie nur wichtige Denkanstöße und Sachinformationen liefern. Das dabei durchgängig unterstellte technische Verständnis von Innovation und Effizienz, muss daher in einem interdisziplinären Ansatz auf seinen gesellschaftlichen Kontext, seine sozioökonomischen Implikationen und auf seine gesellschaftlichen Realisierungsbedingungen hinterfragt werden. Wünschenswert wäre *ein interdisziplinäres Forschungsprogramm*, in dem die Schnittstelle zwischen Effizienz und Suffizienz zum Thema gemacht wird.

Literatur

- BUND & Misereor (Hrsg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Basel: Birkhäuser.
- Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ (2001a): Anhörung „Innovative Energietechnologien und -systeme“, 20. November 2001. Kommissionsdrucksachen 14/111-2 sowie 14/116 (Auswertung, 12.12.2001). Unveröffentlicht.
- Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ (2001b): Anhörung „Verhaltensbedingte Energieeinsparpotenziale“, 20. November 2001. Kommissionsdrucksachen 14/112. Unveröffentlicht.
- Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ (2002a): Endbericht, Drucksache BT 14/9400. Berlin.
- Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ (2002b): Bericht Szenarienerstellung für die Enquete-Kommission „Nachhaltige Energieversorgung unter den Bedingungen der Globalisierung und der Liberalisierung“ vom 7.6.2002. Unveröffentlicht.
- Jochem, Eberhard; Bradke, Harald et al. (1999): Energieeffizienz, Strukturwandel und Produktionsentwicklung der deutschen Industrie. IKARUS: Instrumente für Klimagasreduktionsstrategien. Abschlussbericht Teilprojekt 6: Industrie. Forschungszentrum Jülich Bd. 16, Jülich.
- Pfahl, Stefan (2001): Effizienz und Suffizienz als Determinanten von Nachhaltigkeit. Eine akteursbezogene Szenarioanalyse der Bedeutung des privaten Konsums für eine nachhaltige Entwicklung des Energieverbrauchs in Deutschland und weltweit. Dissertation vorgelegt an der Universität Osnabrück. Unveröffentlicht.
- Prose, Friedemann & Wortmann, Klaus (1991): Konsumentenanalyse und Marktsegmentierung der Kunden der Stadtwerke Kiel. Universität Kiel (Hrsg.).
- Wuppertal Institut et al. (1998): InterSEE, Interdisciplinary Analysis of Successful Implementation of Energy Efficiency in the industrial, commercial and service sector. Wuppertal. (Unveröffentlicht).
- WSSD = World Summit for Sustainable Development: Plan of Implementation vom 05. September 2002 (www.johannesburgsummit.org)

Georg Wilke

Öko-Effizienz und Öko-Suffizienz von professionalisiertem Car-Sharing*

Eine Problemskizze

Zusammenfassung:

Car-Sharing gilt heute im Allgemeinen als öko-effiziente Mobilitätsdienstleistung. Weniger im Bewusstsein sind die (ebenfalls positiven) Öko-Suffizienzeffekte und die (negativen) ökologischen Effekte durch additive Nutzung, die ebenfalls in die *im Saldo* positive ökologische Bilanz von Car-Sharing eingehen. Gegenwärtig steht das professionalisierte Car-Sharing in Deutschland am Beginn eines Systemwandels, der wahrscheinlich eine neue Gewichtung der ökologischen Effekte untereinander zur Folge haben wird. So ist der Systemwandel von Car-Sharing einerseits vermutlich die Voraussetzung für die angestrebte breite Diffusion, andererseits beinhaltet er eine Auflösung der Bindung an bestimmte Nutzermilieus, die bisher entscheidend zu der positiven Gesamtbilanz beigetragen haben. Mittelfristig könnten diejenigen Gruppen dominant werden, die Car-Sharing zur Befriedigung von Wünschen nach zusätzlicher Automobilität nutzen. Dadurch würde der bislang positive ökologische Gesamteffekt abnehmen oder sich sogar umkehren. Car-Sharing wäre dann als Bestandteil einer Nachhaltigkeitsstrategie für den Verkehrsbereich möglicherweise kontraproduktiv.

1. Einführung

Car-Sharing, das heute im Allgemeinen als öko-effiziente Mobilitätsdienstleistung gilt (vgl. z.B. Weizsäcker et al. 1995), hat sich einen festen Platz in Nachhaltigkeitskonzepten für den Verkehrsbereich erobert (vgl. neuerdings Die Bundesregierung 2002). Allerdings ist es bislang nicht gelungen, das auf mehrere Millionen potentieller Kunden geschätzte Marktpotential in dem erhofften Umfang zu erschließen.

Die Ursachen, die dafür in der Car-Sharing-Diskussion genannt werden, lassen sich unter die Stichworte fehlende Professionalisierung und fehlende Zentralisierung subsumieren (vgl. exemplarisch Knie et al. 2002; Frick et al. 2000; Franke 1999). Kritisiert werden Qualität und Uneinheitlichkeit sowohl des Angebotes (u.a. hohe Eintrittsbarrieren, Inflexibilität der Nutzung, komplizierte Tarifsysteme, unpraktisches und aufwändiges Handling) wie auch der Angebotsvermittlung (Auftritt, Marketing). Für diesen Zustand verantwortlich gemacht werden die Heterogenität und Zersplitterung der Anbieterstruktur zwischen Betreibern unterschiedlicher Größe, Organisationsform, Rechtsform und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Als zentraler Mangel des derzeitigen Angebots wird

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um die gekürzte und überarbeitete Fassung eines Zeitschriftenartikels, der unter dem Titel „Professionalisiertes Car-Sharing im Dilemma Ökologie/Ökonomie? Überlegungen zur Zukunft des Autoteilens in Deutschland“ im Dezemberheft 2002 der Zeitschrift Internationales Verkehrswesen“ erschienen ist.

das Fehlen der Optionen Instant Access, Open-End-Buchungen und One-Way-Fahrten gesehen (BCS 2001; Franke 1999).

Die beispielsweise im Car-Sharing-Konzept der Deutschen Bahn AG (vgl. Knie et al. 2002, 98) vertretene Hypothese ist, dass bei Beseitigung dieser Unzulänglichkeiten die Potentialausschöpfung signifikant gesteigert werden kann. An der Behebung der genannten Systemschwächen (Fehlen der Optionen Instant Access, Open-End-Buchungen und One-Way-Fahrten) wird bereits seit einiger Zeit in der Car-Sharing-Branche gearbeitet; ermöglicht werden soll eine flexible Nutzung „ohne nachzudenken“ (Franke 1999), d.h. eine möglichst weitgehende Annäherung an das eigene Automobil. Insbesondere der geplante verstärkte Einsatz von IuK-Technologien kann zu einem Qualitätssprung in Nutzung und Handling verhelfen (vgl. Wilke 2002). Voraussetzung für eine Professionalisierung und Standardisierung des Angebots ist nach diesen Vorstellungen die Zentralisierung der Anbieterstruktur nach einem Franchising-Konzept, wie es derzeit etwa von der DB AG (Knie et al. 2002) oder vom Betreiber cambio verfolgt wird. Ziel der Anstrengungen ist die Erschließung neuer Nutzergruppen in großem Maßstab. Als Vorbild gilt dabei die Erfolgsgeschichte des Car-Sharing in der Schweiz.

Die Frage nach der Zukunft von Car-Sharing in Deutschland stellt sich damit neu; allerdings nicht nur im Hinblick auf die Marktchancen, sondern auch in Bezug auf die ökologische Bewertung. Die Ausgangshypothese dieses Beitrages ist, dass es zwar vermutlich gelingen wird, mittelfristig eine größere Anzahl neuer Car-Sharing-Kunden zu gewinnen, es sich dabei aber – aus einer ökologischen Perspektive – überwiegend um die „falschen“ Kunden handeln könnte. Die Plausibilität dieser Hypothese, die auf einer teilweisen Neuinterpretation von Befunden einschlägiger Car-Sharing-Studien und auf Beobachtungen von Veränderungen des Car-Sharing-Marktes fußt, wird im Folgenden untersucht. Zunächst wird nach den potentiellen ökologischen Wirkungen von Car-Sharing gefragt. Anschließend wird der Transformationsprozess vom heutigen zum sich abzeichnenden „neuen“ Car-Sharing umrissen: Dargestellt werden zum einen die sich ankündigenden Veränderungen des Angebots, zum anderen der mögliche Wandel von Nutzerschaft und Nachfragemustern. Aufgrund der Marktdominanz und des Forschungsstandes konzentriert sich der Beitrag auf das Car-Sharing für Privatkunden.

2. Potentielle ökologische Wirkungen von Car-Sharing

Vergleicht man die Mobilitätsmuster von Car-Sharing-Kunden mit den Mobilitätsmustern vor ihrem Beitritt, ergibt sich ein komplexes Geflecht von potentiellen Wirkungen und Wirkungsketten. In der Regel ändert sich nicht nur die Autonutzung nach Art und Umfang, sondern das ganze Mobilitätsspektrum. Aus einer ökologischen Perspektive sind die ökologischen Folgewirkungen dieser Verhaltensänderungen von Interesse. Hier können Öko-Effizienzwirkungen, Öko-Suffizienzwirkungen¹ und Wirkungen durch additive Nachfrage unterschieden werden.²

¹ Die Begriffe Öko-Effizienz und Öko-Suffizienz werden in diesem Beitrag in einem vorläufigen Sinne gebraucht.

² Vgl. die Diskussion der Ökologisierungspotentiale eigentumsersetzender Dienstleistungen allgemein sowie von Car-Sharing speziell bei Schrader (2001, 85–112 sowie 247–255). Die Systematik in diesem Abschnitt wurde in Anlehnung an Schrader gewählt.

Effizienz bedeutet die bestmögliche Verwendung der eingesetzten Mittel bei der Erstellung eines Gutes oder einer Dienstleistung. Öko-Effizienz zielt auf die Minimierung des Ressourceneinsatzes (oder die Erhöhung der Ressourcenproduktivität) und der Umweltbelastung bei gleich bleibendem oder verbessertem Nutzen; dies kann auch die Substitution durch funktional äquivalente Güter und Dienstleistungen beinhalten. Demgegenüber werden im Falle der Öko-Suffizienz Ressourceneinsatz und Umweltbelastung durch einen geringeren Verbrauch an Gütern bzw. eine geringere Inanspruchnahme von Dienstleistungen oder auch durch Abstriche an der Qualität von Gütern und Dienstleistungen reduziert (vgl. Scherhorn et al. 1997; Frick et al. 1998). Additive Nachfrage bedeutet eine zusätzliche Nachfrage zu der bereits vorhandenen.

Im Folgenden werden die potentiellen ökologischen Wirkungen von Car-Sharing mit Schwerpunkt auf dem klimarelevanten CO₂³ betrachtet, soweit sie aus einer veränderten Autonutzung⁴ nach dem Beitritt resultieren. Danach können die potentiellen ökologischen Wirkungen von Car-Sharing dreierlei Ursachen haben: eine Veränderung der Größe der Fahrzeugflotte, eine Veränderung der Zahl der insgesamt mit dem Auto zurückgelegten Kilometer (Personenverkehrsleistung) und eine Veränderung der Art der genutzten Fahrzeuge.

Öko-Effizienzwirkungen

Eine der zentralen Wirkungen von Car-Sharing ist aus einer ökologischen Perspektive die Minderung des Fahrzeugbestandes.

Üblich sind hier zeitpunktbezogene Betrachtungen: Auf der einen Seite verkauft in der Regel eine größere Anzahl der Car-Sharing-Kunden ihre Fahrzeuge infolge des Beitritts oder verzichtet auf die Anschaffung von Fahrzeugen⁵, auf der anderen Seite entsteht durch die Nachfrage nach Car-Sharing ein Fahrzeugbedarf⁶; die verkauften Privatfahrzeuge abzüglich der zur Deckung der Nachfrage erforderlichen Car-Sharing-Fahrzeuge ergeben die Bestandsminderung. Je mehr Privatfahrzeuge verkauft bzw. nicht angeschafft werden und je kleiner die Car-Sharing-Flotte ist, desto höher fällt demnach die Bestandsminderung aus. Teilen sich 10 Nutzer ein Car-Sharing-Fahrzeug, werden danach neun Fahrzeuge „eingespart“.

Dass, bezogen auf ein Nutzerkollektiv, bei der Nutzung von Car-Sharing weniger Fahrzeuge benötigt werden als bei der Nutzung privater Automobile, wird auf die bei Car-Sharing gemeinsame und damit pro Fahrzeug intensivere Nutzung zurückgeführt. Allgemein bedeutet Nutzungsintensivierung, „die Gebrauchsdauer der Nutzungsdauer anzunähern, also Ruhezeiten zu minimieren“ (Schrader 2001, 92).

³ Eine Öko-Bilanz von Car-Sharing müsste sich um eine möglichst vollständige Erfassung der ökologischen Folgewirkungen bemühen, d.h. beispielsweise auch die nicht klimarelevanten Emissionen und die Flächeninanspruchnahme einbeziehen. Zu berücksichtigen sind dabei die unterschiedlichen Wirkungssystematiken.

⁴ Bei einer Öko-Bilanzierung sind die Effekte aller Verkehrsmittel zu „verrechnen“.

⁵ Weitere Nutzergruppen bilden Car-Sharing-Kunden, die schon einige Zeit vor dem Beitritt ihr Fahrzeug verkauft haben, Kunden, die noch nie ein eigenes Automobil hatten, sowie Kunden, die ihr Auto bzw. ihre Autos behalten.

⁶ Bei dieser Gegenüberstellung wird vernachlässigt, dass die Flotte der vorher genutzten bzw. nicht angeschafften Privatfahrzeuge und die Car-Sharing-Flotte Unterschiede in der Zusammensetzung aufweisen dürften.

Teilweise wird angezweifelt, dass sich allein durch eine Steigerung der Nutzungsintensität von technischen Produkten ein Öko-Effizienz-Effekt erzielen lässt. Der Einwand lautet, dass bei konstanter Nachfrage – in diesem Falle nach Automobilität – auch bei gemeinsamer Nutzung ebenso viele Produkte verbraucht würden wie bei individuellem Besitz (vgl. den Diskussionsbeitrag von Horst Geschka in Schmidt-Bleek et al. 1997, 47); weniger Automobile werden demnach erst in dem Augenblick benötigt, in dem die individuelle Nachfrage reduziert wird, d.h. ein Suffizienzeffekt eintritt (s.u.).

Diese lässt sich anhand einer Modellrechnung illustrieren (Schrader 2001, 93–94): Unter der Annahme, dass in einem Kollektiv von 10 Nutzern jeder Nutzer einen jährlichen Bedarf an Automobilität von 10.000 Kilometer hat und die Fahrzeuge eine Lebensdauer von 100.000 Kilometern besitzen, sind, über einen Zeitraum von 10 Jahren gerechnet und unabhängig davon, ob eigene oder Car-Sharing-Fahrzeuge genutzt werden, zur Bewältigung des Mobilitätsbedarfs 10 Fahrzeuge erforderlich. Ein positiver ökologischer Effekt ergibt sich in diesem Fall lediglich durch den höheren Fahrzeugumschlag und damit den Einsatz neuerer und potentiell umweltfreundlicherer Fahrzeuge (s. u.).

Allerdings trifft diese Rechnung die Realität von Car-Sharing nur bedingt.

- Die der Modellrechnung zugrunde liegende Annahme, dass technische Produkte nach Erreichen eines bestimmten Nutzungsumfanges verbraucht sind, lässt sich nicht ohne weiteres auf Automobile anwenden. Der entscheidende Faktor für die Gesamtlebensdauer eines Fahrzeugs ist in unseren Breiten das Fahrzeugalter (wegen der Korrosion an tragenden Teilen) und nicht die Fahrleistung, da insbesondere die Haltbarkeit von Motor und Getriebe sehr hoch ist.
- Außerdem ist der Umfang der angenommenen Nutzung pro Fahrzeug und Jahr unwahrscheinlich. Aus logistischen Gründen und aufgrund der Konzentration der Nachfrage auf bestimmte Zeitfenster sind der Auslastung von Car-Sharing-Fahrzeugen Grenzen gesetzt; einen möglichen Anhaltspunkt für die maximale Jahresfahrleistung eines Car-Sharing-Fahrzeugs bietet der von der Berliner StattAuto AG angegebene Wert von 34.000 Kilometer im Jahr (Shaheen et al. 1999, 36, zit. n. Schrader 2001, 252, Fußn. 317). Allerdings könnte sich zukünftig die Grenze nach oben verschieben. Die Jahresfahrleistung von Car-Sharing-Fahrzeugen kommt derzeit in erster Linie durch die Nachfrage von Privatkunden zustande. Da sich die Nachfragekurven von Privat- und von Business-Kunden im Tages- und Wochenverlauf zueinander komplementär verhalten, könnten in der Zukunft u.U. durch weitere Business-Kunden die Auslastung erhöht und zusätzliche Deckungsbeiträge erzielt werden. Gegenwärtig ist in der Branche ein zunehmender Trend zu beobachten, sich besonders um diesen Kundenkreis zu bemühen.
- Schließlich werden Car-Sharing-Fahrzeuge in der Regel nach ein oder zwei Jahren verkauft beziehungsweise – bei geleasten Fahrzeugen – zurückgegeben und dann dem Gebrauchtwagenmarkt zugeführt.

Um die Bestandsveränderung und damit die aus den produktionsbezogenen Vorleistungen und der Entsorgung resultierenden ökologischen Effekte abzubilden, erscheint eine Betrachtung im Zeitverlauf notwendig. Allerdings besteht noch Klärungsbedarf in Bezug auf eine geeignete Erfassung und Bilanzierung dieser Effekte.

Weitere potentielle Öko-Effizienzwirkungen von Car-Sharing resultieren daraus, dass die Flotten im Allgemeinen aus neuen und damit in der Regel auch gegenüber dem Gesamtbestand umweltfreundlicheren Fahrzeugen bestehen. Noch darüber hinausgehende

Effizienzwirkungen lassen sich erzielen, wenn Fahrzeuge mit innovativer Technik, die einen niedrigeren Energieverbrauch haben oder mit alternativen Kraftstoffen betrieben werden, im Vergleich zum Privatfahrzeugmarkt vorzeitig in die Flotten gestellt werden.

Öko-Suffizienzwirkungen

Die Reduzierung der Nachfrage nach Automobilität gilt häufig als die ökologische Hauptwirkung von Car-Sharing (vgl. z.B. Meijkamp 2000, 197–198). Als Ursache hierfür werden die Kostentransparenz, durch die die Nutzer mit den Vollkosten der jeweiligen Nutzungsvorgänge konfrontiert werden, und die anders als bei einem ohnehin vorhandenen eigenen Fahrzeug gegebene Möglichkeit einer wirksamen Kostenreduktion durch Nutzungsverzicht gesehen (vgl. Schrader 2001, 98–99). Dieser Suffizienzeffekt ist empirisch gut belegt, allerdings variieren die ermittelten Werte⁷. Eine nicht unerhebliche Rolle dürften daneben die von den Nutzern aufzubringenden nicht-monetären Transaktionskosten spielen (s. Abschnitt 3).

Die Reduzierung der Autokilometer trägt sowohl zur Bestandsminderung⁸ als auch zur Senkung des Energieverbrauchs und damit des Umfangs an Emissionen bei. Dies dürfte jedoch nur für Privatnutzer gelten; bei Business-Kunden ist eine Reduzierung der Automobilität unwahrscheinlich, weil die unternommenen Fahrten als notwendige Fahrten betrachtet werden dürften.

Eine weitere Suffizienzwirkung resultiert aus der Neigung vieler Car-Sharer, nach einer Anfangsphase eher auf kleinere Fahrzeuge zurückzugreifen. Außerdem sind Car-Sharing-Fahrzeuge in der Regel nicht in dem Umfang mit Zusatzausstattungen versehen wie Privatfahrzeuge, was den Ressourcenaufwand reduziert. Allerdings ist zu beobachten, dass auch für die Car-Sharing-Kundschaft Komfortaspekte zunehmend wichtiger werden; beispielsweise sind immer mehr Car-Sharing-Fahrzeuge mit Klimaanlage ausgestattet.

Wirkungen durch additive Nachfrage

Selbstverständlich kann die Nutzung von Car-Sharing auch bedeuten, dass zusätzliche Automobilität nachgefragt wird; oder die Nutzung von Car-Sharing kann bewirken, dass zusätzliche Nachfrage nach anderen Mobilitätsformen oder in anderen Konsumbereichen entsteht.

Additive Nachfrage innerhalb des Car-Sharing-Systems

Nutzt jemand Car-Sharing, der zuvor ohne eigenes Auto gelebt hat⁹, oder nutzt jemand Car-Sharing zusätzlich zu seinem eigenen Fahrzeug¹⁰, heißt dies nicht nur, dass der Umfang an Automobilität steigt, sondern auch, dass eine Nachfrage nach zusätzlichen Fahr-

⁷ Vgl. die Zusammenstellung bei Schrader (2001, 252).

⁸ Die bei der Behandlung der Öko-Effizienzeffekte zur Bestandsminderung durch Car-Sharing und den Problemen der Ökobilanzierung angestellten Überlegungen gelten prinzipiell auch für die Öko-Suffizienzeffekte.

⁹ In der Regel nutzen auch Menschen aus Haushalten ohne eigenes Fahrzeug Automobile, entweder aus dem Bekanntenkreis oder von Autovermietern. Insofern kann die Nutzung von Car-Sharing lediglich eine Verlagerung von Automobilität bedeuten. Wurde zuvor ein Fahrzeug aus dem Bekanntenkreis mitgenutzt, entsteht hier ein negativer ökologischer Effekt, da nun ein ohnehin vorhandenes Fahrzeug weniger genutzt und auf der anderen Seite ein Bedarf an Car-Sharing-Fahrzeugen geweckt wird. Ähnlich verhält es sich, wenn zuvor Fahrzeuge von Autovermietern genutzt wurden.

¹⁰ Dabei kann es sich auch um den Zweit- oder Drittwagen handeln.

zeugen ausgelöst wird. Inwieweit, was häufig angenommen wird, durch Car-Sharing jeweils die Anschaffung eines (weiteren) Fahrzeugs vermieden wird, ist eine empirisch zu beantwortende Frage. Bei einem zusätzlichen Bedarf an Automobilität von wenigen Tausend Kilometern im Jahr oder bei spezifischen kurzzeitigen Bedarfen („Fun-Fahrzeuge“, Nutzfahrzeuge usw.) dürfte es in vielen Fällen unwahrscheinlich sein, dass die Anschaffung eines eigenen (weiteren) Fahrzeugs eine ernsthafte Alternative darstellt. Realistischer dürfte es sein davon auszugehen, dass bei Bedarfen dieser Art eher auf Fahrzeuge der herkömmlichen Autovermieter zurückgegriffen wird, d.h. dieses Verhaltensmuster den Vergleichsfall darstellt.

Gefördert wird die additive Nachfrage nach Automobilität durch die Umgestaltung des für Car-Sharing angewandten Tarifsystems. War bisher eine transparente, möglichst genaue Kostenzurechnung nach Zeit und Kilometern das Ziel, werden nun im Zuge einer „Entrümpelung“ und Vereinfachung der Tarifsysteme von den Betreibern nach dem Vorbild der herkömmlichen Autovermieter Kosten stärker pauschaliert und ein Stück weit von den tatsächlich gefahrenen Kilometern entkoppelt. Prominentes Beispiel ist hier das Tarifsystem der DB-CarSharing, bei dem pro Anmietung 500 Freikilometer gewährt werden; berechnet werden für die gefahrenen Kilometer lediglich die reinen Kraftstoffkosten.¹¹ Ein solches Tarifsystem fordert dazu auf, die ohnehin schon weitgehend mitbezählten Kilometer auch möglichst auszuschöpfen.

Entgegen der landläufigen Vorstellung kann Car-Sharing in Bezug auf die genutzten Fahrzeuge durchaus auch mit einem als additive Nachfrage zu wertenden Up-Sizing verbunden sein. Ob dies der Fall ist, hängt prinzipiell von dem jeweils vorher genutzten eigenen Fahrzeug und den Flottenfahrzeugen ab. Erkennbar ist eine Tendenz, die Fahrzeugflotten nicht nur komfortmäßig aufzurüsten, sondern auch zunehmend Pkw der oberen Mittelklasse und der Oberklasse sowie Vans in die Fahrzeugparks aufzunehmen. Selbst Cabriolets des italienischen Autobauers Maserati¹² sind inzwischen zu haben. Für die Anschaffung solcher Fahrzeuge spricht aus Sicht der Car-Sharing-Betreiber vor allem die spezifische Nachfrage der Business-Kunden, die auch repräsentative Fahrzeuge benötigen. Aufgrund der komplementären Nachfragekurven von Business- und Privatkunden besteht dann die Möglichkeit, diese Fahrzeuge auch letzteren zur Verfügung zu stellen.

Additive Nachfrage außerhalb des Car-Sharing-Systems

Ein gewichtiges Argument für Car-Sharing ist seit jeher, dass es bis zu einer bestimmten Jahresfahrleistung im Vergleich zur Nutzung eines eigenen Fahrzeugs kostengünstiger ist; wie neuere Beispiele zeigen, scheint sich diese Grenze immer weiter nach oben zu verschieben. Damit werden Teile der verfügbaren Einkommen frei für eine zusätzliche Nachfrage in anderen Konsumbereichen. Welchen Umfang diese Einkommenseffekte haben, ob die Nachfrage innerhalb des Mobilitätssystems realisiert wird oder außerhalb und wie diese unter einer ökologischen Perspektive zu werten ist, ist wiederum eine empirisch zu klärende Frage.

¹¹ Vgl. www.dbcarsharing.de.

¹² Beim österreichischen Betreiber Denzeldrive (vgl. www.denzeldrive.at).

Zwischenfazit

Bereits diese kurze, auf die Autonutzung der Car-Sharing-Kunden vor und nach ihrem Beitritt beschränkte und zwangsläufig teilweise vereinfachende Diskussion der potenziellen ökologischen Effekte von Car-Sharing verdeutlicht die Notwendigkeit einer differenzierten umweltökonomischen Bewertung. Insbesondere hinsichtlich der erzielbaren Öko-Effizienzeffekte besteht hier noch Forschungsbedarf. Zu berücksichtigen sind dabei auch Kombinationen von Öko-Effizienz- und Öko-Suffizienzeffekten. Beispielsweise können Öko-Suffizienzeffekte etwa aufgrund niedrigerer Verkehrsleistungen durch Öko-Effizienzeffekte aufgrund umweltfreundlicherer Car-Sharing-Fahrzeuge verstärkt oder negative ökologische Effekte aufgrund additiver Nutzung durch positive Öko-Effizienzeffekte aufgrund der Nutzung umweltfreundlicherer Fahrzeuge gemindert werden. Für eine Gesamtbilanz ist zudem die für die ökologische Bewertung von Automobilen spezifische Gewichtung der ökologischen Effekte durch Produktion und Entsorgung auf der einen und den Betrieb auf der anderen Seite von Bedeutung. So entfallen bei einem VW-Golf rund drei Viertel des Energiebedarfs auf die Nutzung (vgl. Volkswagen AG 2001, 38–39).

Welche ökologischen Wirkungen Car-Sharing insgesamt hat, ergibt sich aus der Saldierung der nutzergruppenspezifischen Effekte, genauer: der nutzergruppenspezifischen Salden von Öko-Suffizienz- und Öko-Effizienzeffekten und Effekten durch additive Nutzung. Von Anfang an gab es bei Car-Sharing unterschiedliche Nutzergruppen, die durch ihre jeweilige Nutzungsweise sowohl positive als auch negative ökologische Effekte erzeugt haben. Wenn Car-Sharing heute als ökologisch bezeichnet wird, so steht dies für einen bislang positiven ökologischen Saldo auf der *Aggregatebene*. Sollte der im Folgenden skizzierte Systemwandel von Car-Sharing eintreten, hätte dies eine Veränderung des Verhältnisses der Nutzergruppen nach Größe und Gewicht und damit sehr wahrscheinlich auch eine Veränderung des Saldos der ökologischen Effekte zur Folge.

3. Systemwandel von Car-Sharing

Um den sich abzeichnenden Systemwandel von Car-Sharing zu verdeutlichen, wird im Folgenden idealtypisch zwischen dem heutigen Car-Sharing und einem mittelfristig vorstellbaren „neuen“ Car-Sharing unterschieden. Voraussetzung für das neue Car-Sharing ist ein Szenario, in dem Wirklichkeit geworden ist, was unter dem Stichwort „Professionalisierung“¹³ (s. Abschnitt 1) beschrieben wurde, und Car-Sharing zumindest in den Ballungsräumen über ein dichtes Netz von Stationen verfügt.

Heutiges Car-Sharing

Als eine Ursache für die bisher vergleichsweise bescheidenen Nutzerzahlen kann vermutet werden, dass Car-Sharing in der beschriebenen *heutigen* Form nur mit einer relativ begrenzten Zahl von Alltagspraktiken ohne größere Verhaltensänderungen kompatibel ist. Stimmt man zu, dass die entscheidende Funktion des Automobils im Alltag seine

¹³ Eine Zentralisierung der Anbieterstruktur mag die Professionalisierung von Car-Sharing vielleicht beschleunigen, sie ist jedoch keine zwingende Voraussetzung. Denkbar ist auch eine – wenngleich in der Umsetzung vermutlich schwierige – Ausweitung der Kooperationen zwischen den Betreibern.

Differenzierungsfunktion ist, d.h. die Funktion, eine differenzierte Alltagspraxis zu ermöglichen (vgl. Krämer-Badoni & Wilke 1997; Rammler 1999; Wilke 2002), sind die Spielräume zur Differenzierung des Alltagshandelns mit Car-Sharing im Vergleich zur Nutzung des eigenen Pkw deutlich schlechter. In einer erweiterten Betrachtung kommen die nicht-monetären Transaktionskosten von Car-Sharing hinzu, die zwar nicht unbedingt höher, aber überwiegend andere sind als bei der Nutzung eines eigenen Automobils und eine zusätzliche Verhaltensumstellung erfordern. *Insofern* ist das heutige Car-Sharing Ausdruck suffizienter Handlungsorientierungen¹⁴ und als suffiziente Mobilitätsdienstleistung zu charakterisieren, und zwar unabhängig davon, ob nun (als weiterer Ausdruck einer suffizienten Handlungsorientierung) weniger Kilometer als mit dem eigenen Auto gefahren werden oder nicht. Misst man dem Eigentum am genutzten Automobil „an sich“, d.h. unabhängig von der aus der Eigentümerschaft erwachsenden Verfügbarkeit, einen hohen Eigenwert zu, ist bereits der Umstieg vom eigenen auf ein gemietetes (Car-Sharing-)Auto als suffizientes Verhalten einzustufen.

Die Erklärung dafür, dass die bisher mit Car-Sharing (gegenüber dem eigenen Auto) verbundenen Einschränkungen und Nachteile hingenommen werden, ist in der Zugehörigkeit der Klientel zu bestimmten Milieus¹⁵ zu suchen. Bestandteile der dort gültigen „soziokulturellen Interpretationsmuster“¹⁶ vom „guten Leben“ sind ein Leben ohne eigenes Auto und Car-Sharing als Element eines solchen Lebens. Car-Sharing gehört nicht nur zu den akzeptierten möglichen Verhaltensmustern, sondern wird aufgrund der milieuspezifischen Präferenzen auch durch symbolische Nutzen¹⁷ honoriert, so dass sich ein insgesamt positiver Saldo („ideologischer Mehrwert“) von Kosten und Nutzen ergibt. Über Car-Sharing findet in diesen Milieus – wie über das eigene Auto in anderen Milieus – ein Teil der Sozialintegration¹⁸ statt. Car-Sharing ist Teil der milieuspezifischen Stilisierungen der Lebensführung, es signalisiert die Zugehörigkeit zu bestimmten (Identifikation) und die Distanz zu anderen Milieus (Distinktion). Zu den Nutzungsmustern von Car-Sharing gehört in diesen Milieus, dass Car-Sharing entsprechend seiner Ursprungsphilosophie als Ersatz für ein eigenes Auto fungiert; ebenso zeigt sich vor allem hier die erwähnte Suffizienzwirkung von Car-Sharing, d.h. eine Reduktion der jährlich mit dem Auto gefahrenen Kilometer gegenüber der Zeit vor dem Beitritt.

¹⁴ Öko-Suffizienzeffekte müssen keineswegs in Handlungsmustern ihre Ursache haben, die auf suffiziente oder öko-suffiziente Handlungsorientierungen zurückgehen. Wenn auf der Individualebene ein Handlungsmuster als öko-suffizient charakterisiert wird, so bedeutet dies zunächst nur die Anwendung eines bestimmten „äußeren“ Schemas auf bestimmte Handlungsfolgen aus einer Beobachterperspektive; über die den Handlungen zugrunde liegenden Orientierungen ist damit noch nichts ausgesagt. Vergleichbares gilt für Öko-Effizienzeffekte.

¹⁵ Die konzeptionelle Fassung von Milieus und die Veränderung der Milieus im Modernisierungsprozess sind seit langem Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung. Unter Milieu wird hier im Anschluss an Vester et al. (2001) jene jeweils „besondere soziale Umwelt“ (163) verstanden, die sich durch geteilte „Klassifikations-, Bewertungs- und Handlungsschemata“ (169) auszeichnet. Wie sich die Milieulandschaft mittelfristig, d.h. in den nächsten 10 bis 20 Jahren, verändern wird, ist prinzipiell offen. In diesem Beitrag steht die Bindung von Car-Sharing an spezifische Milieus im Vordergrund, die vor allem in der Pionierphase, aber teilweise auch noch heute gilt. Die Hypothese ist gerade die, dass diese Milieubindung in der Zukunft abnehmen wird.

¹⁶ In Abwandlung des Begriffs „kulturelle Interpretationsmuster“ von Honneth, der sich auf die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse bezieht (Honneth 1993, 64; zit. nach Krämer-Badoni 1993, 19).

¹⁷ Die Begriffe „Kosten“ und „Nutzen“ werden hier metaphorisch verwendet.

¹⁸ Zum Zusammenhang von Automobilität und Sozialintegration vgl. Burkart 1994.

Der Zahl und dem Umfang nach dürften diese Milieus jedoch begrenzt sein¹⁹, d.h. wenn die vorangegangenen Überlegungen zutreffen, ist selbst bei einem flächendeckenden Angebot von Car-Sharing im Vergleich zu heute zwar von einer größeren, insgesamt aber immer noch recht überschaubaren Zahl von Nutzern auszugehen.

„Neues“ Car-Sharing

Der in der Schweiz ermittelte Befund einer sich andeutenden Marktöffnung in Richtung einer eher der Durchschnittsbevölkerung entsprechenden Kundschaft (vgl. Muheim 1998) widerspricht dieser Hypothese nicht, sondern verweist auf die Scheidelinie zwischen herkömmlichem und „neuem“ Car-Sharing. Wird das neue Car-Sharing Wirklichkeit, schrumpft der Unterschied zwischen der Nutzung eines eigenen Automobils und der Nutzung von Car-Sharing entscheidend, d.h. Car-Sharing ist mit einer größeren Zahl von Alltagspraktiken kompatibel.

Aufgrund der gewonnenen zeitlichen und räumlichen Flexibilität kommen dann auch Viele aus den zu Car-Sharing affinen Milieus als potentielle Kunden in Frage, die sich zwar eine Nutzung vorstellen können, für die jedoch das heutige Car-Sharing nicht mit ihren Alltagserfordernissen vereinbar ist. Allerdings lässt sich diese Gruppe nicht 1:1 in die Zukunft projizieren. Mit der Annäherung der Car-Sharing-Nutzung an die Nutzung des eigenen Automobils und dem Wegfall der Nutzungerschwernisse verliert Car-Sharing ein Stück weit seinen alternativen Charakter, d.h. die milieuspezifischen Interpretationen von Car-Sharing und seine symbolischen Funktionen werden sich vermutlich verändern.

Dieser Wandel nicht nur der Praxiseigenschaften, sondern auch der symbolischen Zuschreibungen und Funktionen ist zugleich eine entscheidende Voraussetzung, um weitere potentielle Nutzer jenseits der bisherigen Trägermilieus ansprechen und wahrscheinlich auch in größerer Anzahl gewinnen zu können. Die Kehrseite der Entwicklung besteht darin, dass die neue Kundschaft vermutlich andere Verhaltensmuster aufweisen wird als die bisherige: Vergleicht man die Motive und Orientierungen von Kunden der Pioniergeneration mit denen der späteren und der potentiellen Kunden in der Schweiz, fällt auf, dass die ökologische Grundorientierung zunehmend weniger wichtig wird und dafür ökonomische, praktisch-pragmatische und Komfortaspekte an Bedeutung gewinnen (vgl. Muheim 1998). Begonnen hat dieser Prozess bereits nach dem Ende der Pionierphase mit der allmählichen Umwandlung von einer genossenschaftlichen in eine marktformige Dienstleistung.

Die Handlungsorientierungen der potentiellen Schweizer Kunden spiegeln sich in ihrem Mobilitätsverhalten. Das Ausgangsniveau der jährlich mit dem Auto zurückgelegten

¹⁹ In einer neueren Arbeit (Bittlingmayer 2000) wurde untersucht, welche Klassen bzw. Klassenfraktionen nach dem soziokulturellen Klassenmodell Bourdieus (vgl. Bourdieu 1993) suffizienzorientierte Lebensstile praktizieren und damit, so die Annahme, eine Affinität zu Car-Sharing (in seiner heutigen Form) aufweisen. Suffizienzorientierte Lebensstile finden sich lediglich bei den „asketischen Aristokraten“, der einkommenschwächsten, aber kulturell kompetentesten Fraktion innerhalb der herrschenden Klasse, und bei derjenigen Fraktion innerhalb des neuen Kleinbürgertums, bei der ebenfalls das kulturelle Kapital dominiert. „Verzicht im Sinne der Suffizienzstrategie“ wird, wie die empirischen Untersuchungen Bourdieus gezeigt haben, allerdings „vorwiegend von der kleinbürgerlichen Fraktion ausgeübt“. Mit diesem Ergebnis sieht der Verfasser die Befunde empirischer Car-Sharing-Studien zu den Mitgliederprofilen von Car-Sharing-Nutzern kulturtheoretisch bestätigt. Als nicht-affin zu Car-Sharing erweisen sich die Angehörigen der Unterschicht. Für viele von ihnen brächte Car-Sharing finanzielle Vorteile; dennoch scheidet Car-Sharing wegen der großen Bedeutung des eigenen Automobils, das Erfolg und gesellschaftliche Partizipation symbolisiert, für sie als Form der Motorisierung eher aus (Bittlingmayer 2000, 149).

Kilometer ist bei ihnen fast doppelt so hoch wie bei den heutigen Kunden²⁰, d.h. der Alltag der potentiellen Kunden ist in weit stärkerem Maße als bei den bisherigen Kunden auf eine Nutzung des Automobils zugeschnitten, so dass eine größere Reduzierung der Automobilität nach einem Beitritt eher unwahrscheinlich ist. Die heutigen Schweizer Kunden, die Car-Sharing anstelle eines Zweitwagens nutzen, haben gegenüber der Zeit vor dem Beitritt ihre Automobilität deutlich gesteigert (Muheim 1998, 89); ein positiver ökologischer Effekt ergibt sich allenfalls unter der Annahme, dass der Beitritt zu Car-Sharing die Anschaffung eines Zweitwagens verhindert hat.

Eine noch deutlichere Sprache sprechen die Ergebnisse einer Studie zum sog. „Kilometer-Leasing“, das als mögliches neues Geschäftsfeld von Autohäusern untersucht wurde (Frick et al. 1998). Das Interesse der im Rahmen der Studie Befragten an Kilometer-Leasing erklären die Autoren zum einen aus einer Fun- und Erlebnisorientierung, zum anderen aus dem Bestreben, die Pkw-Verfügbarkeit zu steigern. Entsprechend gab ein größerer Teil der an Kilometer-Leasing Interessierten an, das Angebot als temporären Erst-, Zweit- oder Drittwagen, d.h. zur Befriedigung zusätzlicher (Auto-) Mobilitätsbedürfnisse nutzen zu wollen. Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass Kilometer-Leasing in der Gesamtbilanz u.U. sogar eine Ausweitung des Volumens an Automobilität bewirken kann (vgl. Frick et al. 1998, 118). Die Gruppe der Autobesitzer wird im Übrigen von der Car-Sharing-Branche inzwischen beworben²¹.

Mit der fortschreitenden Annäherung an den Nutzungsstandard eines eigenen Autos dürfte die Milieuindifferenz von Car-Sharing zu- und die Bindung an die relativ kleinen Ursprungsmilieus weiter abnehmen. Möglicherweise werden sich letztere auch vom kommerzialisierten Car-Sharing abwenden und zu den alten, genossenschaftlichen Organisationsformen zurückkehren. Mittelfristig könnten dann jene Nutzer überwiegen, die mit Hilfe von Car-Sharing zusätzliche Automobilität realisieren, so dass vorhandene Öko-Suffizienz- oder Öko-Effizienzeffekte überkompensiert würden.

4. Forschungsperspektiven

Die in diesem Beitrag angestellten Überlegungen waren Anlass für das Forschungsvorhaben „Zukunft des Car-Sharing in Deutschland“²². Ziel des Vorhabens ist es, Grundlagen für eine verkehrs- und umweltpolitische Einschätzung der mittelfristigen Entwicklung von Car-Sharing zu gewinnen.

Forschungsleitfragen des Vorhabens sind:

- Welche Zukunft hat die Mobilitätsdienstleistung Car-Sharing auf dem deutschen Verkehrsmarkt? Inwieweit und unter welchen Bedingungen ist eine Diffusion wahrscheinlich?
- Welche verkehrlichen und ökologischen Effekte sind mittelfristig mit Car-Sharing verbunden? Sind diese eher (wie heute) im Saldo positiv oder eher negativ?

²⁰ 10.870 gegenüber 5.540 MIV-Kilometer (Muheim 1998, 87).

²¹ „Sie möchten nicht ständig nur das selbe Auto fahren?“ war bis vor kurzem der erste in einer Reihe von Werbeslogans auf der Homepage von DB Carsharing.

²² Der Beginn des auf eine Laufzeit von zweieinhalb Jahren ausgelegten Projektes ist für Januar 2003 geplant. Das Vorhaben schließt auch eine Untersuchung von Car-Sharing für Betriebe ein.

- Bewegen sich, bezogen auf die mittelfristige Entwicklung der deutschen Pkw-Flotte und die Gesamtverkehrsleistungen im motorisierten Individualverkehr, die verkehrlichen und ökologischen Effekte von Car-Sharing zukünftig in einer signifikanten Größenordnung?

Und nicht zuletzt:

- Wie müsste Car-Sharing gestaltet sein, damit die Nutzerzahlen steigen, das Nutzerverhalten jedoch (im Saldo) ökologisch bleibt? Welche Rahmenbedingungen könnten einen in diese Richtung gehenden Prozess unterstützen?

Das Vorhaben umfasst sowohl theoretische als auch empirische Untersuchungen. Trotz der strategischen Ausrichtung enthält es Elemente grundlagenorientierter sozialwissenschaftlicher Forschung, die dazu beitragen können, über den „Fall“ Car-Sharing hinausgehend die Konzepte von Öko-Effizienz und Öko-Suffizienz sowie die Verbindung von Mikro- und Makroebene theoretisch und empirisch genauer zu fassen.

Literatur

- Bittingmayer, Uwe H. (2000): Askese in der Erlebnisgesellschaft? Eine kultursoziologische Untersuchung zum Konzept der nachhaltigen Entwicklung am Beispiel des Car-Sharing. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1993): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 6. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bundesverband CarSharing e.V. (BCS) (2001): Das 100.000-Auto-Projekt. Rahmenkonzeption für ein Leitprojekt zur Förderung des organisierten Autoleihens (CarSharing) in der Bundesrepublik Deutschland. Unveröffentl. Entwurf. Hannover.
- Bundesverband CarSharing e.V. (BCS) (2002): Jährliches Wachstum des CarSharing in Deutschland. Diagramm. Hannover.
- Burkart, Günter (1994): Individuelle Mobilität und soziale Integration, Zur Soziologie des Automobilmus, Soziale Welt, 45, 216–241.
- Die Bundesregierung (2002): Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung. O.O.
- Franke, Sassa (1999): Car Sharing zwischen Ökoprotjekt und Mobilitätsdienstleistung. Zur Veränderung der Nutzungspraxis des Automobils. Diss. TU Berlin.
- Frick, Siegfried; Diez, Willi; Reindl, Stefan (1998): Marktchancen für das Kfz-Gewerbe durch ökoeffiziente Dienstleistungen. Kilometer-Leasing als neuer Dienstleistungsbereich für Autohäuser und Werkstätten. Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung (RWI), Essen, in Kooperation mit dem Institut für Automobilwirtschaft (IFA) an der Fachhochschule Nürtingen. Forschungsbericht Nr. 15/1998.
- Frick, Siegfried; Knie, Andreas; Reindl, Stefan (2000): Car-Sharing auf der Standspur, Ökologisches Wirtschaften, Nr. 5, 19–20.
- Honneth, Axel (1993): Zum Wandel familialer Lebensformen, Merkur, 47 (1), 59–64.
- Knie, Andreas; Koch, Bernd; Lübke, Rolf (2002): Das Carsharing-Konzept der Deutsche Bahn AG, Internationales Verkehrswesen, 54, 97–100.
- Krämer-Badoni, Thomas (1993): Ökologische Krise und städtische Mobilität. Zur Bedeutung individuellen Verhaltens in einer nachmodernen Gesellschaft, Journal für Psychologie, (1) 4, 18–27.
- Krämer-Badoni, Thomas & Wilke, Georg (1997): Städtische Automobilität zwischen Autobesitz und Autolosigkeit. In: TA-Datenbank-Nachrichten, 6 (3/4), 24–31.
- Meijkamp, Rens (2000): Changing consumer behaviour through Eco-efficient Services. An empirical Study of Car Sharing in the Netherlands. Diss. Delft.
- Muheim, Peter & Partner (1998): Car-Sharing – der Schlüssel zur kombinierten Mobilität. Hrsg. von der Programmleitung Energie 2000. Bern.

- Rammler, Stefan (1999): Die Wahlverwandschaft von Moderne und Mobilität – Vorüberlegungen zu einem soziologischen Erklärungsansatz der Verkehrsentstehung. In: Buhr, Regina et al. (Hrsg.): *Bewegende Moderne. Fahrzeugverkehr als soziale Praxis*. Berlin: Edition Sigma. 39–71
- Scherhorn, Gerhard; Reisch, Lucia. A.; Schrödl, Sabine (1997): *Wege zu nachhaltigen Konsummustern: Überblick über den Stand der Forschung und vorrangige Forschungsthemen*. Marburg: Metropolis.
- Schmidt-Bleek, Friedrich mit Merten, Thomas und Tischner, Ursula (Hrsg.) (1997): *Öko-intelligentes Produzieren und Konsumieren. Ein Workshop im Rahmen des Verbundprojektes Technologiebedarf im 21. Jahrhundert des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen*. Berlin/Basel/Boston: Birkhäuser. (Wuppertal Texte).
- Schrader, Ulf (2001): *Konsumentenakzeptanz eigentumsersetzender Dienstleistungen. Konzeption und empirische Analyse*. Frankfurt am Main: Peter Lang. (= Markt und Konsum, Bd. 10).
- Shaheen, Susan; Sperling, Daniel; Wagner, Conrad (1999): A Short History of Carsharing in the 90's, *The Journal of World Transport Policy & Practice*, (Vol. 5) Number 3, 18–40.
- Vester, Michael; Oertzen, Peter von; Geiling, Heiko; Hermann, Thomas; Müller, Dagmar (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Volkswagen AG (2001): *Umweltbericht 2001/2002. Mobilität und Nachhaltigkeit*. Wolfsburg.
- Weizsäcker, Ernst Ulrich von; Lovins, Amory B.; Lovins, L. Hunter (1995): *Faktor Vier. Doppelter Wohlstand – halbiertes Naturverbrauch. Der neue Bericht an den Club of Rome*. München: Droemer Knauer.
- Wilke, Georg (2002): *Neue Mobilitätsdienstleistungen und Alltagspraxis I*. Wuppertal Paper (Im Erscheinen).

Renate Jungkeit

Suffizienz als Element einer bewussten Lebensführung

Auswertung des Projekts „Bilder eines guten Lebens“

Zusammenfassung:

Suffizienz als praktiziertes selbstbestimmtes, maßvolles Leben ist in unserer Gesellschaft kaum sichtbar. Dennoch gibt es sie. Das zeigen Beispiele anhand derer nach den Formen, Motiven und Ergebnissen von suffizienten Verhaltensweisen gefragt wird. Eine gesteigerte Erlebnis- und Lebensqualität wird Üblicherweise nicht mit Suffizienz in Zusammenhang gebracht, von den Befragten aber betont. Eigeninteresse und Eigensinn als zwei der Triebkräfte für Suffizienz können mit der Förderung des Allgemeinwohls einher gehen, auch darauf weisen die Beispiele hin. Den Motiven stehen Widerstände gegenüber, die sowohl gesellschaftlich als auch individuell begründet sind.

1. Ausgangsfragestellungen

Der Suffizienz wird oft unterstellt, sie verlange strengen Verzicht und dies nur von der oder dem Einzelnen. Suffizienz in ihrer wörtlichen Bedeutung von „ausreichend, genug“, kann aber auch als Selbstbegrenzung verstanden werden, die nicht nur für ein Individuum Vorzüge aufweist, sondern für ganze Gesellschaften und deren Institutionen.

Die Vorzüge für einen einzelnen Menschen können z.B. darin liegen, dass das Leben stressfreier, genussvoller und gesünder ist – und damit die Lebensqualität positiv beeinflusst. Für eine Gesellschaft im Ganzen kann Selbstbegrenzung ein entscheidender Schlüssel zu einer natur- und sozialverträglicheren Lebenswelt sein.

In diesem Text stelle ich die gelebte Suffizienz von Einzelnen oder Gruppen in den Vordergrund, wohl wissend, dass die vorgestellten Beispiele bisher nur eine geringe Verbreitung haben. Immerhin sind es *reale* Beispiele, also solche, die unter den herrschenden Bedingungen gelebt werden. Sich auf sie zu konzentrieren, vermindert die Gefahr von theoretischen Konstruktionen, die der Alltagspraxis nicht standhalten. Die von Menschen gelebte Praxis kann leichter überzeugen, und sie kann Möglichkeiten und Grenzen von Suffizienz aufzeigen. Auf die Bedeutung von Vorbildern und Beispielen wird u.a. in der sozialen Lerntheorie immer wieder hingewiesen (Fuhrer & Wölfiging 1997, 32).

Die leitende Forschungsfrage ist, unter welchen Bedingungen suffiziente Verhaltensweisen auf breitere Akzeptanz in der Bevölkerung stoßen können. Darum werden vorhandene Beispiele auf ihre Formen, Motive und Ergebnisse von suffizienten Verhaltensweisen befragt. In die Betrachtung fließen die Erfahrungen der Menschen ein, die durch persönliche oder telefonische Interviews erfragt wurden, aber auch Beobachtungen,

bereits vorhandene Untersuchungen und themenbezogene Literatur. Generalisierungen sind nicht beabsichtigt.

Das Ziel dieser Auswertung ist es, einige Hypothesen abzuleiten, die es in weiterer Forschung zu überprüfen gilt.

Im Folgenden werden drei ausgewählte Beispiele vorgestellt und unter vier Fragestellungen untersucht:

a) Verbreitungschancen

Von großer Relevanz für die zukünftige Forschung ist die Frage, ob suffiziente Verhaltensweisen grundsätzlich in gesellschaftlichen Nischen auftreten und auch nur für spezielle Gruppen oder Einzelpersonen wie das so genannte „Alternative Milieu“ von Interesse sind, oder ob sich das Interesse daran vergrößern und auch verallgemeinern ließe. Etwa dann, wenn gezielt verbesserte Rahmenbedingungen solche Verhaltensweisen stärken würden. Oder wenn sich herumspräche, dass eine suffiziente Lebensführung als Gewinn an Lebensqualität, als persönliche Bereicherung empfunden wird und damit ihr Image von altmodischer Askese einer Neugierde und Lust des Ausprobierens weichen würde.

b) Motivation

Tatsächlich gibt es Menschen, die suffiziente Verhaltensweisen leben. Sie verzichten freiwillig auf ein eigenes Auto, reparieren in einem Haus der Eigenarbeit selbst ihre Möbel oder tauschen Dienste in einem der zahlreichen Tauschringe, um nur drei Beispiele zu nennen. Wie kommt ein solches Verhalten trotz zahlreicher hemmender Faktoren, wie etwa konsumorientierter gesellschaftlicher Leitbilder, zustande? Welche Motive sind ausschlaggebend, eher individuelle, die auf eine Verbesserung des individuellen Wohlbefindens abzielen, oder gesellschaftlich orientierte, die auf die Einsicht der Notwendigkeit von Veränderung rekurrieren, oder beide gemeinsam?

c) Befinden

Eine dritte Frage ist die nach dem Befinden. Wird die Erlebnisqualität oder weitergehend auch die Lebensqualität durch suffiziente Verhaltensweisen gesteigert?

Gerhard Schulze geht in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ auf den Rückgang der Erlebnisintensität und die Abnutzungserscheinungen ein, die trotz ständig wachsender kommerzieller Erlebnisangebote bei Menschen festgestellt werden. Ob ein Erlebnisangebot zu einem Erlebnis wird, hängt nach seiner Auffassung im wesentlichen von jedem Menschen selbst ab und dessen Erlebens-Vermögen. „Genuss steigt nicht proportional zu den dafür eingesetzten Mitteln“ (Schulze 1993, 548). Wenn der Genuss nicht von der Menge an Angeboten abhängt, ein größeres Angebot sogar zu Erlebnisminderung führt, dann liegt die Vermutung nahe, dass suffiziente Verhaltensweisen dem entgegen wirken. Darum wird in den Beispielen nach Hinweisen gesucht, ob und inwiefern Suffizienz dazu führt, die Erlebnisintensität zu erhalten bzw. das Erlebens-Vermögen zu fördern.

d) Hemmnisse

Es ist Allgemeinut, dass tatsächliches Verhalten von den Einstellungen und Absichten stark abweichen kann. Die Umweltbewusstseinsforschung hat sich ausführlich mit diesem Phänomen befasst (de Haan & Kuckartz 1996; Preisensdörfer 1996; Fuhrer & Wölfling

1997 u.a.). Die Diskrepanz wird als „Kluft zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten“ bezeichnet.

Eine zur Erklärung herangezogene These, die Low-Cost-Hypothese, besagt, dass von einer Verhaltenswirksamkeit des Umweltbewusstseins dann am ehesten ausgegangen werden kann, wenn die Kosten des umweltschonenden Verhaltens niedrig liegen (Diekmann & Preisendörfer 2001, 117–120). Kosten werden hier im umfassenden Sinn verstanden, nicht nur als finanzielle Kosten. Sie können im Aufwand von Geld und Zeit bestehen, aber auch im Verzicht auf Bequemlichkeit, in der Überwindung von Gewohnheit, in der Anstrengung, gewissen sozialen Statuserwartungen oder gesellschaftlichen Botschaften nicht gerecht zu werden. Ich beschränke mich aus Platzgründen hier auf diesen einen Erklärungsansatz und beziehe ihn auf die Suffizienz: Kommen suffiziente Verhaltensweisen nur oder vorzugsweise zustande, wenn sie im o.g. Sinne wenig Aufwand erfordern?

2. Vorstellung des Projekts

Das Projekt „Bilder eines guten Lebens“ bildet den Ausgangspunkt für die hier gestellte Frage nach der Suffizienz, ihren Formen, Möglichkeiten und Grenzen. Es ist als Internetprojekt konzipiert, in welchem nachhaltiges Verhalten an Beispielen untersucht und diskutiert wird. Gefragt wird, wie ein Leben mit weniger Ressourcenverbrauch und mehr sozialer Verantwortung aussehen kann. Kern des Projektes sind Beispiele, die sich deutlich von herkömmlichen, nicht-nachhaltigen Lebensstilen unterscheiden, wobei die Auswahlkriterien sehr offen gehandhabt werden.

Folgende Beispiele werden bislang im Internet unter der Adresse <www.wupperinst.org/Gutes_Leben.de> als Text-Bild-Kombination vorgeführt:

Internationale Gärten Göttingen
Haus der Eigenarbeit in München
Autofrei leben!
Die Ideenschmiede in Hattingen
Das Bergwaldprojekt
„Geld oder Leben“
Kostet Umweltbewusstsein wirklich mehr?
Wo bleibt das Positive?
Tausche Marmelade gegen Steuererklärung
Werkhaus Antirost
Bettentausch auf Fahrradreisen
Adornoschule in Elze
Das Kempodium in Kempten

Dieser Liste werden im Verlauf des Projekts weitere Beispiele hinzugefügt, als nächstes die italienische Gruppe „Bilanci di Giustizia“. Sie sollen dokumentieren, zum Nachdenken und Ausprobieren anregen und eine ebenfalls im Internet geführte Diskussion über nachhaltige Lebensweisen initiieren. Die Internetseite des Projekts bietet darüber hinaus:

- Hintergrundtexte
- Literaturhinweise
- Links zu passenden Internetseiten
- Eine Aktuell-Seite
- Das Diskussionsforum

Das Diskussionsforum, in dem die Meinung zu den Beispielen angefragt und der Hinweis auf weitere Beispiele erbeten wird, hat zwar zahlreiche lesende Besucher, jedoch nur geringe Diskussionsbeteiligung. Ob das Internet als Medium geeignet ist, eine solche öffentliche, anonyme Diskussion anzuregen, muss in der Zwischenbilanz kritisch betrachtet werden.

Für die Untersuchung der hier anstehenden Fragen zur Suffizienz wurden drei geeignete Beispiele ausgewählt.

3. Kurzdarstellung und Auswertung der Beispiele

Autofrei leben!

Hinter diesem Namen verbirgt sich ein eingetragener Verein, in dem sich unterschiedlichste Menschen zusammengeschlossen haben, die alle freiwillig auf ein eigenes Auto verzichten. Zur gegenseitigen Bestärkung und um sich gesellschaftlich Gehör zu verschaffen, haben sie den Verein „autofrei leben! e.V.“ gegründet, veranstalten Konferenzen, tauschen sich über Mobilitätsalternativen aus und haben auch ein kleines Buch herausgegeben (Autofrei leben! e.V. 2000), in dem eine Vielzahl an Menschen von ihren Erlebnissen und Erfahrungen mit dem Leben ohne Auto berichten.

Die negativen Folgen des Autoverkehrs sind bekannt: Luftverschmutzung, Klimawandel, Lärmbelästigung und endlose Staus bis hin zu Tausenden von Unfallopfern. Gründe genug um das eigene Mobilitätsverhalten kritisch zu befragen. Dennoch gelten diejenigen, die freiwillig auf ein eigenes Auto verzichten, häufig als technikfeindlich, umweltradikal, nicht selten auch als Leute, die sich ein Auto finanziell nicht leisten können.

Autofrei zu leben ist insofern als suffiziente Verhaltensweise zu betrachten, als es den Konsum von Autos, Benzin und Zubehör aufhebt und darüber hinaus die Frage nach den Arten und dem Maß von Mobilität nahe legt.

a) Verbreitungschancen

Mit einer Mitgliedergröße von 163 Personen ist der Verein relativ klein. Allerdings erfasst er nicht alle Menschen in Deutschland, die auf ein Auto verzichten. Neben zahlreichen unorganisierten Einzelpersonen sind zumindest weitere vier Mitgliedsvereine bekannt, die sich für autofreies Wohnen einsetzen.

Wie auf einem der Kongresse des Vereins „autofrei leben! e.V.“ zu beobachten war und sich auch in den dort geführten Gesprächen und Interviews bestätigt hat, kann die Zusammensetzung der Mitglieder und Interessierten hinsichtlich der Altersstruktur, des Geschlechts, der beruflichen Etablierung bzw. dem Einkommen oder der Milieu-

zugehörigkeit nicht als homogen, bzw. als einer spezifischen Gruppe oder Nische zugehörig bezeichnet werden.

In den Interviews und Berichten wird häufig ein Gewinn an Lebensqualität angesprochen. Die Möglichkeit, die Fahrten im öffentlichen Nahverkehr lesend oder ausruhend zu verbringen, wird überwiegend positiv erlebt. Diejenigen, die vermehrt das Fahrrad nutzen, berichten von gesteigertem körperlichen und psychischen Wohlbefinden. Die Kommunikation dieser positiven Effekte des autofreien Lebens erhöht die Verbreitungschancen, wenngleich dieser Effekt sicher nicht überschätzt werden darf.

b) Motivation

Wie kommt es konkret zu dem Schritt, auf das Auto zu verzichten? Aus den Interviews geht hervor, dass es bei einigen der Befragten einen Anlass gab (z.B. Umzug, Unfall oder kaputtes Auto), der die Nachteile des Autobesitzes, wie hohe Kosten, Gefahr, Umweltgefährdung, sehr bewusst werden ließ und zu der Konsequenz führte, das Auto abzuschaffen oder kein neues anzuschaffen. Bei anderen ist es eher ein langsamer, weit zurückreichender Abwägungs- und Entscheidungsprozess gewesen.

Ein Auto abzuschaffen oder nicht anzuschaffen setzt allemal einen bewussten Prozess der Entscheidung voraus, in dem zahlreiche Argumente abgewogen und neu bewertet werden. Die Frage nach der Bewusstheit der Handlungsfolgen lässt sich an diesem Beispiel bejahen. Wem bewusst ist, dass sein individuelles Verhalten, z.B. die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel anstelle des PKW, zur Schonung der Umwelt, der Gesundheit, der Kasse, beiträgt, der setzt dieses Wissen auch eher in Handlung um. Kommen noch weitere Gründe hinzu, wie etwa Steigerung des Lebensgefühls, Zufriedenheit über das eigene Verhalten, so erhöht sich die Handlungswahrscheinlichkeit.

Untersuchungen der Sozialpsychologie bestätigen diese Befunde (z.B. Matthies & Homburg 2001, 111–114).

c) Befinden

In den Interviews berichten viele Personen von neuen Erlebnissen, nachdem sie ihr Auto abgeschafft haben. Sie erzählen zum Beispiel von Ereignissen in öffentlichen Verkehrsmitteln, von der als positiv erlebten vermehrten körperlichen Bewegung, von größerer Flexibilität und von der als neu erlebten Qualität in autofreien Urlauben. Aus den Berichten spricht Stolz und die Überzeugung, dass es so weitgehend besser sei als vorher. Von vielen wird die Übereinstimmung von Verhaltensabsicht und tatsächlichem Verhalten als sehr befriedigend bezeichnet.

Es werden aber auch Nachteile genannt, wie z.B. das unzureichende Nahverkehrssystem, Unannehmlichkeit bei schlechtem Wetter bis hin zu eingeschränktem Mobilitätsradius (der bei manchen Leuten als Nachteil angesehen wird, bei anderen als Vorteil).

Viele sind der Ansicht, sie werden auch weiterhin autofrei leben, wenige relativieren und sagen, sie können sich situativ bedingt vorstellen wieder ein Auto zu besitzen. Stärker noch als auf die Frage des persönlichen Genusses oder Überdresses – von beiden wird berichtet – weist dieses Beispiel auf die komplexe Verzahnung von persönlicher Lebenssituation, äußeren Bedingungen und Zielorientierungen hin. Dafür steht die Aussage des vierfachen, überzeugt autofrei lebenden Familienvaters: „Klar, wenn es so richtig nies regnet – dann denke ich schon manchmal, das ist jetzt aber nicht mehr so richtig originell. Aber es gibt ja auch beim Autofahren diese Situationen – wenn Sie unterwegs liegen

bleiben, in die Werkstatt und viel Geld bezahlen müssen. Bereit, dass ich kein Auto besitze – das habe ich aber noch nie. Dabei fahre ich gerne Auto!“ (die tageszeitung, 22. Sept. 2000). Diese sechsköpfige Familie wohnt in einem thüringischen Dorf und findet als Bedingungsgefüge mit einem Bus, der fünfmal am Tag fährt, einem Kindergarten, einer Schule und einer Einkaufsmöglichkeit eine zumindest nicht gänzlich aufgegebene Infrastruktur vor. Schon jetzt graut dem Vater allerdings davor, wenn seine Töchter älter werden und abends ausgehen wollen. Denn eine veränderte Lebenssituation zieht andere Bedürfnisse nach sich: Der örtliche Kindergarten ist dann weniger relevant als der ländliche Abend- und Nachtbus.

d) Hemmnisse

Während für einen Autobesitzer die Kosten für den Kauf und Unterhalt des Autos, die Inkaufnahme des Unfallrisikos, der Schaden an Umwelt und Mitmenschen usw. scheinbar weniger schwer wiegen als die Kosten, die es bedeuten würde die eigene Mobilität anders zu organisieren, dreht sich dieses Verhältnis offenbar für die autofrei Lebenden um. Sie ignorieren nicht die Kosten des autofreien Lebens, dennoch akzeptieren sie diese, angesichts der gewonnenen Vorteile.

Als Nachteil eines Lebens ohne Auto werden zum Beispiel unkomfortable Anschlüsse und Fahrten in überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln genannt. Je nach Wohnlage (etwa im ländlichen Raum) ist der mangelnde Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr ein starkes Hemmnis. Auch Einkäufe und deren Organisation werden als schwierig bezeichnet. Für einige Leute verändert sich die Kostenabwägung zwischen Gewinn und Hemmnis an biographischen Wendepunkten. Wenn zum Beispiel Kinderbetreuung und -versorgung beginnt oder endet, die Berufstätigkeit zu Ende geht oder ein Arbeitsplatzwechsel neue Bedingungen schafft.

Tauschringe

Tauschringe sind offene Gemeinschaften, in denen Dienstleistungen und teilweise auch Sachgüter im Ringtausch gehandelt werden. Das Spektrum reicht von der Kinderbetreuung über den Gitarrenunterricht oder die Gartenarbeit bis hin zu Reparaturleistungen. Der Tausch wird organisiert, d.h. die erbrachte Leistung wird gutgeschrieben und zeitversetzt kann dafür eine andere Leistung oder ein Produkt gekauft werden. Wer z.B. drei Stunden im Garten von Person X gearbeitet hat, kann im nächsten Monat drei Stunden Babysitting von Person Y erhalten. So besteht die Möglichkeit, die eigenen Fähigkeiten und Vorlieben zu nutzen und gegen etwas einzutauschen, das man selbst nicht tun kann oder nicht will. Auf diese Weise entsteht ein Netz aus direkter, unbürokratischer Hilfe, die am Bedarf orientiert ist, die Begegnung von Menschen fördert und einen reflektierten Umgang mit Konsum ermöglicht.

Aktivitäten im Tauschring sind auf unterschiedliche Weise suffizient. Das Geld betreffend heißt es in der Dokumentation eines bundesweiten Tauschringtreffens (LETS Tauschnetz München) von 1998, 6: „[...] wir beweisen, dass man sich auch ohne Geld etwas leisten kann“. Für viele der in Tauschringen organisierten Menschen ist nicht Armut der Ausgangspunkt ihres Engagements, sondern der Versuch, bewusst und freiwillig mit weniger Geld auskommen oder anders mit Geld umgehen zu wollen. Dabei geht es ihnen nicht darum, die Bedürfnisse, die über das so genannte „Lebensnotwendige“ hinausgehen, zu leugnen oder zu ächten. Sie versuchen einer übermäßigen Konsumorientierung ihr Tauschsystem entgegen zu setzen (LETS Tauschnetz München).

Tauschringe sind auch suffizient, weil die Käufe mit eigener Zeit bezahlt werden, weshalb man im allgemeinen sehr genau überlegt, ob man eine Sache oder Leistung braucht.

a) Verbreitungschancen

Tauschringe sind mittlerweile in zahlreichen Städten und Gemeinden aktiv, ca. 350 sind es bundesweit. Die Vielfalt der teilnehmenden Menschen und auch der Organisationsformen spricht für den Erfolg und kennzeichnet ihn. Die Verbreitung die sich hier bereits vollzogen hat, kann zum Teil mit Neugierde und Lust des Ausprobierens erklärt werden und andererseits mit dem vorhandenen Bedarf bzw. den erlebten Vorteilen. Damit sind die Gründe aber vermutlich noch nicht ausreichend erfasst. Ob Tauschringe auch auf Dauer aktiv bleiben, wie sie sich verändern und welches Ausmaß sie erreichen, ist eine intensive Untersuchung wert.

b) Motivation

In den Tauschringen steht die Befriedigung gezielter Bedürfnisse im Vordergrund. Man tauscht, weil der Markt das Gewünschte nicht bietet, oder weil man es am Markt nicht bezahlen kann oder will. Das Motiv der Selbstbegrenzung ist zweitrangig. Auch Natur- und Ressourcenschutz sind nicht von allen Teilnehmenden beabsichtigt. Dennoch sind sowohl Suffizienz als auch umweltschonendes Verhalten oft eine Folge des Engagements in Tauschringen. Dies stützt den Befund der Forschung (u.a. Preisendörfer 1999, 103), dass umwelt- und sozialfreundliches Verhalten an andere Motive gebunden sein kann, welche als Auslöser oder „Träger“ wirken. Zusätzliche Effekte wirken als Bestärkung: „... und dann brauch’ ich die Heckenschere auch nicht zu kaufen.“

c) Befinden

Das Erleben in den Tauschringen wird als intensiv beschrieben. Es werden neue Kontakte geknüpft, die häufig über das reine Tauschverhältnis hinausreichen. Langeweile und Überdross bei den Tätigkeiten sind nicht zu erwarten, da die Tätigkeiten, die angeboten werden, selbst gewählt und auch veränderbar sind. Jemand, der bisher Gartenarbeit und Babysitting angeboten hat, kann sein Angebot problemlos umstellen. Durch diese Variabilität und auch das selbstbestimmte Maß an Aktivität scheinen die Voraussetzungen für längerfristige Attraktivität gegeben. Dies wurde durch einzelne Interviews bestätigt. Eine andere Quelle der Zufriedenheit ist das Bewusstsein, an der Entwicklung einer Komplementärökonomie mitzuwirken (Lietar 1999).

d) Hemmnisse

Die Aktivität im Tauschring kostet Organisation und persönlichem Einsatz. Jedoch können die individuell als hoch eingeschätzten Kosten einer bislang ungerne ausgeübten Tätigkeit (z.B. Rasenmähen), an eine andere Person des Tauschringes abgegeben werden. Die dafür in Gegenleistung erbrachte Leistung ist eine, die die Person lieber tut bzw. ihr leichter fällt. Somit verändern sich durch den Tausch die Kosten einer Dienstleistung. Die Verringerung der Kosten wird aber durch das eigene Handeln – das Tauschen – erst möglich.

Für manche sind die Kosten der Teilnahme an einem Tauschring zu hoch. Sie vermögen nicht die Zeit dafür aufzubringen, verfügen nicht über das notwendige Maß an Kommunikationsfähigkeit oder haben keinen Dienst anzubieten, der im Tauschring gefragt ist.

Haus der Eigenarbeit

Häuser der Eigenarbeit gibt es an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Schwerpunkten. An dieser Stelle wird exemplarisch Bezug genommen auf das Haus der Eigenarbeit in München. Es ist ein sozio-kulturelles Bürgerzentrum, in dem seit 1987 Eigenarbeit ergänzend zu Erwerbsarbeit, Ausbildung, Rente und Familienarbeit praktiziert wird. Unter Eigenarbeit versteht die *anstiftung*, die das Haus der Eigenarbeit initiiert hat und begleitet, dass man die eigenen Bedürfnisse durch eigenes Tun befriedigt, selbst tätig wird, allein oder gemeinschaftlich etwas herstellt, repariert oder organisiert. Dies geschieht in den unterschiedlichen Werkstätten und Räumlichkeiten des Hauses. Die Werkstätten sind professionell ausgestattet. FachberaterInnen bieten nicht nur Kurse an, sondern stehen mit Rat und Tat auch den einzelnen zur Seite.

Suffizienz zeigt sich in einem Haus der Eigenarbeit beispielsweise dann, wenn ein Stuhl repariert und somit dessen Lebensdauer verlängert wird. Besonderen Wert und damit verbunden auch Pflege und Schutz erhalten Dinge, die komplett selbst hergestellt wurden.

a) Verbreitungschancen

Bei der Untersuchung der Personen, die sich im Haus der Eigenarbeit betätigen, hat sich gezeigt, dass nicht alle Milieus vertreten sind (Mutz et al. 1996). Langzeitarbeitslose oder Mitglieder stark unterprivilegierter Gruppen kommen derzeit kaum ins Haus der Eigenarbeit, während kurzfristig Arbeitslose durchaus zum Besucherkreis zählen. Es können zwar keine dominierenden Milieus ausgemacht werden, jedoch sind es vor allem Personen, die über ein mittleres Einkommen verfügen und überwiegend aufgeschlossen und aktiv an der Gesellschaft teilnehmen. Alter und Geschlecht variieren.

Diese Beobachtungen werden durch das gescheiterte Eigenarbeits-Projekt in Wolfen-Nord, einer sozial deklassierten Region im Osten Deutschlands, weitgehend bestätigt (Müller, 2000). Während Konsumeinschränkung und Eigenarbeit in bestimmten sozialen Milieus Teil eines anerkannten Lebensstils sein können, wird in Wolfen-Nord Eigenarbeit als Notnagel für die betrachtet, die es nicht schaffen, sich in die „eigentliche“, die Erwerbsarbeit zu integrieren. Bei diesem Verständnis hat die Eigenarbeit wenig Chancen, zum erstrebenswerten, selbstbestimmten Betätigungsbereich zu avancieren. Aus den Äußerungen der Menschen dort wird Resignation gegenüber der eigenen Lebensgestaltung deutlich, sie sehen sich selbst eher als Statisten, weniger als Akteure. In einem solchen Umfeld kann vermutlich auch die Idee der Suffizienz nur Unverständnis hervorrufen.

b) Motivation

Ähnlich wie in den vorhergehenden Beispielen sind suffizientes und umweltfreundliches Verhalten nicht das vorrangige Motiv – wichtiger sind die Wünsche nach Kompetenzerweiterung, nach Kreativität und Gestaltung. Dass Suffizienz dennoch quasi nebenher praktiziert wird, zum Beispiel indem keine umweltschädigenden Materialien benutzt werden oder der Konsum eingeschränkt wird, gehört zwar zum Konzept des Hauses der Eigenarbeit, aber nicht ausdrücklich zu dem der NutzerInnen.

Suffizienz tritt hier weniger als Selbstbeschränkung auf, sondern als Alternative zu Kaufen und zu Passivität.

c) Befinden

Die Annahme, dass Eigenarbeit sowohl die Lebensqualität und Autonomie der Einzelnen erhöht, als auch einer Konsumorientierung entgegenwirkt, hat sich bisher weitgehend

bestätigt. Für das Haus der Eigenarbeit liegen bereits Forschungsergebnisse der Münchner Projektgruppe für Sozialforschung (MPS) vor. Diese belegen, dass Eigenarbeit den Bedürfnissen nach Kompetenzentwicklung und Miteinander entgegen kommt (Mutz et al. 1996). Aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer verändert Eigenarbeit den Umgang mit Gegenständen, das Qualitätsbewusstsein und Konsumverhalten. Auch die Kommunikationsmöglichkeiten werden positiv bewertet. Die Untersuchungsergebnisse sprechen von bleibenden Eindrücken bei den NutzerInnen, deren Auswirkungen auf weitere Lebensbereiche beträchtlich sein können.

Wie stark dieses Erleben ist, hängt im wesentlichen von den einzelnen ab. Erlebnisintensität ist in der Regel nicht das Ziel, sondern häufig Ergebnis der Aktivität. Erlebnisse, so heißt es bei Schulze (1993, 548) seien ein Beispiel für Zustände, die vor allem Nebenprodukt sind. Sobald sie zur Hauptsache gemacht würden, wären sie eher fragwürdig.

Im Haus der Eigenarbeit ist auch die Suffizienz eher ein Nebenprodukt.

d) Hemmnisse

Eigenarbeit kostet nicht wenig. Neben dem Aufwand an Zeit und Energie sind auch die monetären Kosten entsprechend der benötigten Materialien nicht gering, beispielsweise die Kosten für das Holz, um ein Bett zu bauen, und ggf. für die Benutzung der Maschinen. Die Low-Cost-These trifft auf diejenigen, die sich bereits für Eigenarbeit entschieden haben, nur oberhalb eines gewissen Niveaus zu. Motive wie Lust auf Aktivität und Kompetenzerweiterung überwiegen, während die Kosten – bis zu einer gewissen Höhe – in Kauf genommen werden. Eigenarbeit macht in der Regel nur einen kleinen Teil der frei verfügbaren Zeit aus, und die Frage nach der Relevanz ist nahe liegend.

4. Schlussfolgerungen und weiterführende Fragen

Aus den analysierten Beispielen spricht kein programmatisches Verständnis von Suffizienz. Eher tun sich Reflexions- und Experimentierfelder auf, in denen ausgelotet wird, wie das Leben erfüllender und den eigenen Vorstellungen entsprechend gestaltet werden kann. Suffizienz als praktiziertes selbstbestimmtes, maßvolles Leben tritt in den Beispielen durchaus als Spannung zwischen Lebensgenuss und Selbstbeschränkung, wie auch als Spannung zwischen Eigeninteresse und Allgemeininteresse auf. Die Beispiele zeugen aber auch von der Möglichkeit Eigeninteresse und Eigensinn mit der Förderung des Allgemeinwohls zu verbinden.

Menschen suchen sich die Bereiche der eigenen Begrenzung oder der alternativen Lebensgestaltung, wenn sie einen Sinn darin erkennen. Angebote und Anreize scheinen hilfreich, können aber auch ins Leere laufen, wenn sie die reale Lebenssituation und das dazugehörige Lebensgefühl von Menschen nicht treffen (siehe das Beispiel Wolfen-Nord). Selbstbestimmt handeln zu können, ist von vielen Faktoren abhängig, dazu zählen z.B. die Abwesenheit von finanzieller Not, die innere Befähigung und die Einsicht in den Sinn des Handelns. Die Auswertung der Beispiele führt zu der ersten Arbeitshypothese:

- Suffiziente Lebens- und Verhaltensweisen sind auf Selbstbestimmung und Wahlmöglichkeit gegründet.

Für die Verbreitungschancen von suffizienten Verhaltensweisen (Frage a) kann gefolgert werden, dass die Beispiele eine grundsätzliche Offenheit für suffizientes Verhalten erkennen lassen, auch wenn sich diese bislang nur in kleinen Teilen der Bevölkerung als konkretes Verhalten zeigt. Dennoch zeigt sich hier gesellschaftliche Realität menschlicher Fähigkeiten und Wünsche.

Weitere Aufschlüsse über Verbreitungschancen sind etwa von der weiteren Entwicklung und Verbreitung der Tauschringe zu erwarten.

Die Motive für suffiziente Verhaltensweisen (Frage b) sind vielfältig und nicht selten ein „Motiv-Mix“ in welchem der ursprüngliche Beweggrund durch zusätzlich als positiv betrachtete Aspekte bestärkt wird. Suffizienz kann, ebenso wie umweltschonendes Verhalten, durchaus Nebenprodukt sein, also bei der Umsetzung anderer Ziele „anfallen“. Das ist beispielsweise der Fall, wenn sich eine Person aus neu- oder wieder entdeckter Freude am Fahrradfahren gegen Autobesitz entscheidet. Oder wenn jemand mit dem Wunsch sich kreativ zu betätigen und neue Kompetenzen zu erwerben in das Haus der Eigenarbeit geht und dort ein Bett selbst herstellt. Daraus ergibt sich eine weitere Arbeitshypothese:

- Suffizienz kann Nebenprodukt primär anderer Motive sein.

Die primären Motive sind im allgemeinen intrinsisch begründet, das heißt sie geschehen um ihrer selbst willen, aus Freude an der Sache oder durch eine Herausforderung. Sie können aber von außen angeregt werden. Ansporn und Lohn des intrinsisch motivierten Handelns liegen in dem Handeln selbst, in den Empfindungen, die damit einhergehen (Scherhorn 2000).

Die Beispiele legen die Folgerung nahe, dass suffiziente Verhaltensweisen eine jeweils eigene Erlebnis- und Lebensqualität beinhalten, die auch immer wieder angesprochen wird (Frage c). In der Mehrzahl der betrachteten Fälle ist dies als wesentliche Triebfeder für suffizientes Verhalten zu sehen. Diese Qualität ist bis jetzt kaum in der öffentlichen Diskussion zu finden. Stattdessen wird Suffizienz mit moralisch oder religiös begründetem Verzicht in Zusammenhang gebracht. Die Herausforderung, die sich daraus ergibt, lautet:

- Es bedarf geeigneter Kommunikation, um Suffizienz und ihre Qualitäten sichtbar zu machen.

Allerdings ist noch nicht ausreichend geklärt, wie die Kommunikation gestaltet sein müsste. Das bedarf sorgfältiger Beobachtung, Reflexion und Versuche. Erfahrungen mit dem Projekt „Bilder eines guten Lebens“ haben gezeigt, dass anschauliche Beispiele Reaktionen hervorrufen, das Internet allerdings, trotz beachtlicher Reichweite kein geeignetes Medium ist.

Geringe Kosten, als der hier betrachtete Teil der Hemmnisse (Frage d), treffen nur teilweise für die Beispiele zu. Die Kosten des autofreien Lebens zum Beispiel sind im allgemeinen hoch. Man nimmt sie auf sich, wenn die positiven Beweggründe stärker sind. Die Low-Cost-These erweist sich als ein zu begrenzter Erklärungsversuch, um die Hemmnisse zu erfassen, die suffizientes Verhalten erschweren. Die aus den Beispielen gefolgerte Beziehung zwischen individueller und gesellschaftlicher Motivation drückt sich in folgender These aus:

- Hohe Kosten werden akzeptiert, wenn die Beweggründe stark sind. Sie sind dann besonders stark, wenn die individuelle Motivation sich mit der gesellschaftlichen verbindet.

Aber zugleich zeigen die Beispiele auch, dass die starke Motivation selten ist. Wenn suffizientes Verhalten gestärkt werden soll, darf man nicht allein auf die Stärkung der Motivation vertrauen. Ein häufiges Argument gegen suffizientes oder umweltschonendes Verhalten ist das der Gerechtigkeit und der Effektivität (Scherhorn 1996). Man würde ja wohl dies oder jenes tun, wenn die anderen es auch täten. Denn sonst sei der Nutzen in Frage gestellt und außerdem sei es ungerecht. Da, wo die intrinsische Motivation nicht überwiegt, spielen die Kosten eine umso größere Rolle. Kostensenkung als Verringerung der Hemmnisse kann suffizientes Verhalten fördern und ermöglichen. Das geht nicht ohne politischen Willen und politisches Handeln.

Literatur

- Autofrei leben! e.V.(Hrsg.) (2000): Überleben ohne Auto. München: Ökom-Verlag.
- De Haan, Gerhard & Kuckartz, Udo (1996): Umweltbewußtsein. Denken und Handeln in Umweltkrisen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dieckmann, Andreas & Preisendörfer, Peter (2001): Umweltsoziologie. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.
- die tageszeitung: Interview mit Nikolaus Huhn am 22. September 2000: „Ich muss mehr organisieren“.
- Fuhrer, Urs & Wölfling, Sybille (1997): Von den sozialen Grundlagen des Umweltbewußtseins zum verantwortlichen Umwelthandeln. Die sozialpsychologische Dimension globaler Umweltproblematik. Bern, Göttingen: Verlag Hans Huber.
- LETS Tauschnetz München (Hrsg.): Dokumentation des 4. bundesweiten Tauschringtreffens vom 1. bis 3. Mai 1998 in München.
- Lietaer, Bernd (1999): Das Geld der Zukunft: Über die destruktive Wirkung des existierenden Geldsystems und die Entwicklung von Komplementärwährungen. Gütersloh.
- Matthies, Ellen & Homburg, A. (2001): Umweltpsychologie. In: Brandt, Edmund (Hrsg.): Studium der Sozialwissenschaften. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Müller, Christa (2000): Eigenarbeit im Kontext sozialer Deklassierung. Das Kreativzentrum in der Plattenbausiedlung Wolfen-Nord. Veröffentlichung Nr.1 2000 der anstiftung, München
- Mutz, Gerd et al (1996): Eigenarbeit hat einen Ort. Öffentliche Eigenarbeit im Haus der Eigenarbeit. Ein Forschungsbericht der anstiftung München. München: anstiftung.
- Preisendörfer, Peter (1996): Umweltbewußtsein in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage 1998. Bonn: Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit.
- Preisendörfer, Peter (1999): Umwelteinstellungen und Umweltverhalten in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich.
- Redler, Elisabeth & Horz Kurt (1994): Langer Atem für die Eigenarbeit. Bilanz eines Forschungsprojektes. München: anstiftung.
- Scherhorn, Gerhard (1996): Pro- und postmaterielle Werthaltungen in der Wohlstandsgesellschaft. Fünf Thesen zum Widerstand gegen nachhaltiges Wirtschaften. In: Bildungswerk des Bund Naturschutz (Hrsg.): Wieviel Wohlstand braucht der Mensch? Visionen einer neuen ökologischen Ethik und Beispiele für zukunftsgerichtetes Handeln, 29-48. Wiesenfelden: Bildungswerk des Bund Naturschutz.
- Scherhorn, Gerhard (2000): Die produktive Verwendung der freien Zeit. In: E. Hildebrandt (Hrsg.): reflexive Lebensführung, 344-377. Berlin: edition sigma.
- Schulze, Gerhard (1993): Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a.M., New York.

Vorausschau auf die ersten Arbeitsvorhaben

Das Projekt ist zunächst auf zwei Jahre angelegt. Das erste Jahr war der Diskussion der grundlegenden Konzeption gewidmet. Das Ergebnis dieser Beratungen ist das Wuppertal Paper „Von nichts zu viel“. Für den weiteren Verlauf des Projektes sind Veröffentlichungen geplant, die in der Nachfolge der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ stehen sollen.

Für das Projekt wählen wir eine dreifache Ausrichtung: Erstens soll das Verständnis von Suffizienz dargestellt, und sollen die Reichweite und die Auswirkungen suffizienten Verhaltens ermittelt werden. Zweitens sollen die Vorbedingungen suffizienten Handelns geklärt werden und mit ihnen die Möglichkeit, Suffizienz in die Breite der Gesellschaft hinein zu vermitteln. Drittens soll in ausgewählten empirischen Studien untersucht werden, wie Suffizienz als soziales Lernen verstanden werden kann. Daraus ergeben sich drei Arbeitseinheiten.

A. Konzeption

Leitende Gesichtspunkte unseres Projektes sind sowohl die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit suffizienter Lebens- und Wirtschaftsweisen als auch der Zusammenhang von individuellem und politischem Handeln, seine Ermöglichung und seine Synergie. Es geht gerade nicht um Gegenkulturen, um Sonderwelten, sondern um die Bedingungen der Möglichkeit von Mehrheitslernen. Eine ökologisch, ökonomisch und sozial relevante Suffizienz wird nur aufgrund eines Konsenses möglichst großer Gruppen gelingen. Dabei geht es auch um die Dynamik der suffizienten Verhaltensformen, z.B. die Vorausschau auf die Einbeziehung eines Konsenses in quantifizierbare Energie- und Verkehrsszenarien.

Die gesellschaftliche Situation, in der sich ein solcher Konsens durchsetzen muss, zeigt eine Bewegung hin zur Pluralität von Überzeugungen und Stilen mit der Folge, dass geschlossene Lebensentwürfe und ganzheitliche Ausrichtungen selten geworden sind und stattdessen ein Patchwork von Orientierungen (Fritz Reusswig) das Verhalten der meisten Menschen leitet. Dem muss sich auch die Suffizienz-Forschung stellen. Wir werden nicht nach einer geschlossenen suffizienten Lebens- und Wirtschaftsweise suchen können im Sinne eines erreichbaren und dann festzuhaltenden Zustandes. Stattdessen wählen wir einen gradualistischen Forschungsansatz, der sich auf möglichst große Annäherungen an das Ziel ökologischer, ökonomischer und sozialer Zukunftsfähigkeit richtet.

Suffizienz wollen wir in einem engeren und einem weiteren Verständnis untersuchen. Das engere richtet sich auf den Weniger-Verbrauch von Ressourcen bei steigender Lebensqualität. Dieses Ziel suffizienten Verhaltens soll auch quantitativ und damit komplementär zur Effizienz untersucht werden. Das Weitere richtet sich auf ein neues, vollständigeres Verständnis von Wohlstand, fragt nach Werten und Lebensstilen und damit nach einem kulturellen Wandel, der ebenso Voraussetzung wie Ergebnis suffizienten Handelns sein kann. Beide Verständnisse verbinden sich in den empirischen Arbeitsvorhaben.

B. Politik

In dieser Arbeitseinheit soll zum einen untersucht werden, worin eine Politik der Suffizienz bestehen müsste, die dafür sorgt, dass die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen die Entwicklung suffizienten Verhaltens ermutigen und nicht erschweren.

Zum ändern wollen wir die Auswirkungen einer Politik der Suffizienz auf die Wirtschaftstheorie und -politik sowie auch die Wirtschaftsentwicklung untersuchen. Soll Suffizienz Zugang finden zu den bestimmenden Kräften in Politik und Wirtschaft, wird die wirtschaftswissenschaftliche Forschung sich stärker einer Analyse von Wirtschaftsprozessen bei natur- und sozialverträglicher Entwicklung zuwenden müssen, die die Wirtschaft nicht durch Erzeugung, sondern durch Vermeidung von Abfällen und Emissionen wachsen lässt. Sie wird auch Auskunft zu geben haben, wie sich eine Hinwendung zu einem Wachstum dieser Qualität auf die grundlegenden makroökonomischen Determinanten, z.B. auf die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft, auf die Gewinnsituation der Unternehmen, auf die Arbeitsplätze, auf die Arbeitseinkommen und sozialen Sicherungssysteme auswirkt. Dabei werden wir von einer Analyse der schon vorhandenen Ansätze zur Beantwortung dieser Frage ausgehen und sie um eigene Überlegungen und Schätzungen ergänzen.

C. Empirie

1. Auf der Schnittlinie zwischen theorie-bezogenen und empirie-orientierten Arbeitsvorhaben ist die Konsultation der Milieu- und Lebensstilforschung und gegebenenfalls die Auseinandersetzung mit ihr zu sehen. Welche ihrer Einsichten sind für unsere Fragestellungen relevant? Was ist aus ihren Erhebungen für die Veränderungsbereitschaft und Veränderungsfähigkeit von sozialen Gruppen zu lernen?
2. Mit den gegenwärtig beteiligten Personen und den zur Verfügung stehenden Finanzen lassen sich nur einige ausgewählte empirische Untersuchungen realisieren. Wir haben sie unter dem Kriterium ausgewählt, dass in ihnen auch die Fragen des sozialen Lernens bedacht werden.
 - (a) Eine Untersuchung zum Potential und zur Entwicklung des Car-Sharing. (Vgl. den Beitrag von Georg Wilke)
 - (b) Suffizienz als Gewinn. Gedacht ist an einen Paarvergleich von öko-aktiven und öko-passiven Unternehmen, ausgewählt an Hand von Öko-Ratings. Geprüft werden soll, ob natur- und sozialverträglich produzierende Unternehmen auch die besseren ökonomischen Ergebnisse haben, wenn ja, welche Rolle dabei die Suffizienz spielt, und wie man das messen kann. (Vgl. den Beitrag von Gerhard Scherhorn)
 - (c) Bilder eines guten Lebens. Untersuchungen zur Aussagekraft und Verallgemeinerbarkeit von konkreten Beispielen. (Vgl. den Beitrag von Renate Jungkeit)

Die hier skizzierten Arbeitsvorhaben verstehen wir als den Beginn eines Erkenntnisweges, der sich über die umrissene Thematik und über den angegebenen Zeitraum hinaus erstrecken wird.